

DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Und dann
gabs keines mehr



HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

Und dann gabs keines mehr

Roman

Aus dem Englischen
von Sabine Deitmer

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
AND THEN THERE WERE NONE

© 1939 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company.
All rights reserved.

Und dann gabs keines mehr
Erste Auflage 2003 der Ausgabe unter diesem Titel.
Übersetzung von Sabine Deitmer.
Früher bei Scherz erschienen unter dem Titel
Zehn kleine Negerlein

Copyright © 2008 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Carlo und Mary,
dies ist ihr Buch.
Ihnen mit viel Zuneigung gewidmet.

Anmerkung des Verlags

Leider ließen sich im Text dieses Buches Bezeichnungen wie «Nigger Island» und «Zehn kleine Negerlein» nicht vermeiden, da Agatha Christie den ganzen Roman auf dem Kinderreim von Frank Green aus dem Jahr 1869 aufgebaut hat und durch die auch in Wirklichkeit existierende Insel Nigger Island vor der Küste von Devon inspiriert wurde. Diese Bezeichnungen zu ändern würde bedeuten, das Buch völlig unverständlich zu machen. Wir bitten daher um Verständnis für Bezeichnungen, die heute diskriminierend wirken, was weder von der Autorin noch vom Verlag beabsichtigt war.

Erstes Kapitel

I

In der Ecke des Raucherabteils erster Klasse saß Richter Wargrave, frisch pensioniert, paffte eine Zigarre und überflog mit aufmerksamem Auge die politischen Nachrichten in der Times.

Er ließ die Zeitung sinken und sah aus dem Fenster. Sie fuhren jetzt durch Somerset. Er blickte auf seine Uhr – noch zwei Stunden Fahrt.

Im Kopf ging er noch einmal alles durch, was in den Zeitungen über Nigger Island gestanden hatte. Zunächst war die Insel von einem amerikanischen Millionär gekauft worden, der verrückt auf Segeln war, und es wurde über das luxuriöse, moderne Anwesen berichtet, das er auf die kleine Insel vor der Küste Devons gebaut hatte. Der unglückliche Umstand, dass die neue, dritte Frau des Millionärs eine schlechte Seglerin war, hatte dazu geführt, dass das Haus und die Insel in der Folge erneut zum Kauf angeboten wurden. Mehrere verlockende Anzeigen erschienen in den Zeitungen. Dann folgte die erste nüchterne Mitteilung, die Insel sei gekauft worden – von einem Mr. Owen. Danach hatten die Gerüchte der Klatschjournalisten angefangen. In Wirklichkeit sei die Insel von Gabrielle Turl, dem Hollywoodstar, gekauft worden! Sie wolle dort einige Monate fern von allem Publicityrummel verbringen! Busy Bee

hatte diskret angedeutet, vielleicht solle die Insel eine Zuflucht für königliche Hoheiten werden. Mr. Merryweather behauptete, ihm sei zugeflüstert worden, die Insel wäre gekauft worden, um dort Flitterwochen zu machen – der junge Lord L. habe sich endlich Amor ergeben! Jonas kannte die wahren Fakten: Die Insel sei vom Marineministerium gekauft worden, um dort hochgeheime Experimente durchzuführen!

Die Insel sorgte zweifellos für Schlagzeilen!

Richter Wargrave zog einen Brief aus seiner Tasche. Die Handschrift war nahezu unleserlich, aber hier und da stachen einzelne Worte unerwartet klar hervor. «Mein lieber Lawrence... Jahre, seit ich von Ihnen gehört habe... Sie müssen auf die Insel kommen... ein zauberhafter Ort... über so viel zu reden... alte Zeiten... Begegnung mit der Natur... Sonnenbaden... 12.40 von Paddington... treffe Sie in Oakbridge», und die Briefschreiberin hatte schwungvoll unterschrieben mit einem «Stets Ihre Constance Culmington».

Richter Wargrave ging in seiner Erinnerung zurück und fragte sich, wann genau er Lady Constance Culmington das letzte Mal gesehen hatte. Das musste sieben – nein, acht Jahre her sein. Sie war damals nach Italien gefahren, um in der Sonne zu baden und eins zu werden mit der Natur und den contadini. Danach war sie nach Syrien weitergezogen, wie er gehört hatte, wo sie plante, in einer noch heißeren Sonne zu baden und im Einklang mit der Natur und den Beduinen zu leben.

Constance Culmington, entschied er für sich, war genau die Art von Frau, die eine Insel kaufen und

sich mit einem Geheimnis umgeben würde. Zufrieden mit seiner Logik, nickte Richter Wargrave zustimmend mit dem Kopf. Er gestattete sich zu nicken, einzunicken...

Er schlief...

II

Vera Claythorne saß in einem Abteil dritter Klasse mit fünf anderen Reisenden. Sie lehnte ihren Kopf zurück und schloss die Augen. Wie heiß es heute im Zug war! Es würde angenehm sein, ans Meer zu kommen! Diese Arbeit war wirklich ein Glücksfall. Wenn man eine Ferienarbeit suchte, bedeutete das fast immer, auf einen Schwarm Kinder aufzupassen – Arbeit als Sekretärin war sehr viel schwieriger zu finden. Nicht einmal die Agentur hatte ihr viel Hoffnung gemacht. Und dann war der Brief gekommen.

Ihr Name wurde mir von der «Agentur für weibliche Spitzenkräfte» genannt, und Sie wurden mir empfohlen. Ich gehe davon aus, dass Sie dort persönlich bekannt sind, und bin bereit, das von Ihnen geforderte Gehalt zu zahlen. Ich würde Sie bitten, am 8. August Ihren Dienst anzutreten. Der Zug fährt um 12.40 ab Paddington, und man wird Sie am Bahnhof Oakbridge erwarten. Beiliegend finden Sie fünf Pfundnoten für Ihre Auslagen.

Mit freundlichem Gruß

Una Nancy Owen

Oben auf der Seite war die Adresse gedruckt. Nigger Island, Sticklehaven, Devon...

Nigger Island! Die Zeitungen hatten in der letzten Zeit von nichts anderem berichtet. Alle möglichen Vermutungen und interessanten Gerüchte. Die meisten waren mit Sicherheit nicht wahr. Fest stand jedoch, dass das Haus von einem Millionär erbaut worden war, und es hieß, es sei das Nonplusultra in Sachen Luxus.

«Sportlehrerin an einer drittklassigen Schule ist wirklich nicht das Wahre», dachte Vera Claythorne, erschöpft von den letzten Schulwochen. «Wenn ich doch nur eine Stelle an einer anständigen Schule kriegen könnte.»

Aber dann spürte sie, wie ihr kalt ums Herz wurde, und sie dachte: «Ich kann von Glück sagen, dass ich wenigstens diese Stelle habe. Die Leute mögen keine gerichtlichen Untersuchungen, auch wenn der Richter mich von jeder Schuld freigesprochen hat.»

Er hatte sie sogar für ihre Geistesgegenwart und ihren Mut gelobt, erinnerte sie sich. Die Verhandlung hätte nicht besser laufen können. Und Mrs. Hamilton war ihr gegenüber die Freundlichkeit selbst gewesen – nur Hugo – aber sie wollte nicht an Hugo denken.

Plötzlich fröstelte sie, trotz der Hitze im Abteil, und sie wünschte, sie würde nicht ans Meer fahren. Ein Bild stieg klar vor ihr auf. Cyrils Kopf, der auf- und abtauchte, als er auf den Felsen zuschwamm, auf und ab, auf und ab... Und sie selbst, wie sie ihm mit lockeren, geübten Zügen hinterherschwamm – sich

ihren Weg durch das Wasser bahnte und doch wusste, viel zu gut wusste, dass sie nicht rechtzeitig ankommen würde...

Das Meer – sein tiefes warmes Blau – die Vormittage, ausgestreckt auf dem Sand – Hugo – Hugo, der gesagt hatte, dass er sie liebte...

Sie durfte nicht an Hugo denken...

Sie öffnete die Augen und musterte den Mann, der ihr gegenüber saß. Ein großer Mann mit gebräuntem Gesicht, hellen, nah beieinander stehenden Augen und einem arroganten, fast grausamen Mund.

«Ich wette, er ist weit herumgekommen in der Welt und hat schon viel gesehen», dachte sie bei sich.

III

Philip Lombard schätzte die junge Frau ihm gegenüber in Sekundenschnelle mit einem Blick aus wachen Augen ein.

«Ganz attraktiv», dachte er. «Vielleicht ein bisschen lehrerinnenhaft.»

Eine Frau mit guten Nerven, vermutete er – eine, mit der zu rechnen war – in der Liebe wie im Krieg. Er würde es gern einmal mit ihr aufnehmen...

Er runzelte die Stirn. Nein, schlag dir das aus dem Kopf. Das hier ist Geschäft. Er musste seinen Kopf für die Arbeit frei haben.

Worum genau ging es hier eigentlich, fragte er sich. Der kleine Mann hatte verdammt geheimnisvoll getan.

«Greifen Sie zu, oder lassen Sie es, Captain Lombard.»

Er hatte nachdenklich gefragt:

«Hundert Guineas, ja?»

Er hatte das ganz lässig gesagt, als ob ihm hundert Guineas egal wären. Hundert Guineas, wo er nicht wusste, wovon er die nächste Mahlzeit bezahlen sollte! Er hatte vermutet; dass er dem kleinen Mann trotzdem nichts vormachen konnte.

«Und Sie können mir keine weiteren Informationen geben?», hatte er in dem gleichen lässigen Ton gefragt.

Mr. Morris hatte entschieden seinen kleinen, kahlen Kopf geschüttelt.

«Nein, Captain Lombard, das sind die Konditionen. Mein Klient hat gehört, dass Sie den Ruf haben, ein guter Mann für schwierige Jobs zu sein. Ich bin bevollmächtigt, Ihnen hundert Guineas auszuzahlen. Als Gegenleistung werden Sie nach Sticklehaven in Devon reisen. Die nächste Bahnstation ist Oakbridge, dort wird man Sie erwarten und nach Sticklehaven fahren, wo ein Motorboot Sie weiter nach Nigger Island bringen wird. Dort halten Sie sich für meinen Klienten zur Verfügung.»

«Für wie lange?», hatte Lombard sofort gefragt.

«Nicht länger als eine Woche, höchstens.»

Captain Lombard befeingerte seinen schmalen Oberlippenbart.

«Sie verstehen, dass ich nichts Ungesetzliches tun kann.»

Während er sprach, warf er einen scharfen Blick auf sein Gegenüber. Ein schwaches Lächeln umspielte Mr. Morris' Lippen, als er mit Nachdruck antwortete:

«Sollte von Ihnen irgendetwas Ungesetzliches verlangt werden, so haben Sie selbstverständlich jederzeit die Freiheit, sich zurückzuziehen.»

Dieser verdammte kleine Wicht hatte dazu gelächelt. Ganz so, als wüsste er sehr gut, dass bei Lombards früheren Aktionen die Einhaltung von Recht und Gesetz nicht immer eine *conditio sine qua non* gewesen war...

Lombards Lippen weiteten sich zu einem Grinsen.

Himmel auch, ein- oder zweimal war er verdammt hart am Wind gesegelt. Aber er war damit immer noch durchgekommen. Es gab nicht viel, vor dem er zurückschreckte.

Nein, es gab nicht viel, vor dem er zurückschrecken würde. Er würde sich auf dieser Insel gut amüsieren, davon war er überzeugt.

IV

In einem Nichtraucherabteil saß Miss Emily Brent, sehr aufrecht, wie es ihre Art war. Sie war fünfundsechzig und billigte nicht, dass man sich gehen ließ. Ihr Vater, ein Oberst der alten Schule, hatte Wert auf Haltung gelegt.

Die heutige Generation war schamlos lax – in ihrem Verhalten, und überhaupt...

Eingehüllt in eine Aura von Rechtschaffenheit und eisernen Prinzipien saß Miss Brent in ihrem überfüllten Dritter-Klasse-Abteil und triumphierte über den mangelnden Komfort und die Hitze. Heutzutage stellte sich jeder so schrecklich an. Die Leute verlangten Spritzen, bevor sie sich die Zähne ziehen ließen; sie nahmen Tabletten, wenn sie nicht schlafen konnten; und sie wollten bequeme Sessel und Kissen – und die Mädchen fanden nichts dabei, ihren Körper zur Schau zu stellen und im Sommer halb nackt am Strand herumzuliegen.

Miss Brent presste die Lippen zusammen. Sie würde manchen Leuten zu gern einmal zeigen, wo's langging.

Sie dachte an die Sommerferien im vergangenen Jahr. Dieses Jahr würde es völlig anders sein. Nigger Island.

In Gedanken las sie den Brief, den sie so oft gelesen hatte, noch einmal.

Liebe Miss Brent,

Sie erinnern sich hoffentlich noch an mich? Wir waren vor ein paar Jahren im August zusammen im Belhaven Guest House, und wir haben uns so gut verstanden.

Ich eröffne eine eigene Pension auf einer Insel vor der Küste von Devon. Ich glaube, es gibt einen Bedarf für einen Ort, wo man einfach und gut essen kann und nette, gepflegte Menschen trifft. Ohne Nackte und nächtelanges Grammophongedudel.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie es möglich machen könnten, Ihre Sommerferien auf Nigger Island zu verbringen – völlig gratis – als mein Gast. Würde der frühe August Ihnen passen? Vielleicht der achte?

Mit freundlichem Gruß

U.N.O.

Wie war der Name? Die Unterschrift war ziemlich schwer zu lesen. «So viele Leute unterschreiben völlig unleserlich», dachte Emily Brent gereizt.

Sie ließ die Gäste aus Belhaven in ihrem Kopf noch einmal Revue passieren. Zwei Sommer hintereinander hatte sie dort verbracht. Da war diese nette Dame mittleren Alters – Miss – Miss – wie hieß sie denn bloß? Ihr Vater war ein Kirchenmann gewesen. Und dann hatte es dort noch eine Mrs. Olten gegeben. Olten – Ormen – nein, jetzt hatte sie es. Oliver. Ja – Oliver.

Nigger Island! Irgendetwas über diese Insel hatte doch in der Zeitung gestanden – etwas über einen Filmstar – oder einen amerikanischen Millionär?

Natürlich wurden solche Objekte manchmal sehr billig verkauft – Inseln waren nicht für jedermann. Die Leute fanden die Vorstellung romantisch, aber wenn sie selbst dort lebten, lernten sie die Nachteile kennen und verkauften nur zu gerne wieder.

«Ich werde jedenfalls gratis Ferien bekommen», dachte Miss Brent.

Da ihr Einkommen zurückgegangen war und so viele Dividenden nicht ausbezahlt wurden, war das in der Tat ein Angebot, das Beachtung verdiente. Wenn

sie sich nur ein bisschen besser an diese Mrs. – oder war es Miss? – Oliver erinnern könnte!

V

General MacArthur sah aus seinem Abteifenster. Der Zug fuhr gerade in Exeter ein, wo er umsteigen musste. Diese verfluchten Bummelzüge. Dabei war diese Insel nur einen Katzensprung entfernt.

Er hatte keine Ahnung, wer dieser Owen war, ein Freund von Spoof Leggard wahrscheinlich – und von Johnnie Dyer.

«Ein paar von unseren alten Kumpeln werden kommen – wollen über alte Zeiten plauschen.»

Nun, ein Plausch über alte Zeiten würde ihm Spaß machen. In der letzten Zeit hatte er den Eindruck, dass die alten Kumpel ihm eher aus dem Weg gingen. Alles wegen dieser verdammten Gerüchte. Himmel auch, das war ziemlich hart – fast dreißig Jahre war das jetzt her. Armitage hatte vermutlich geredet. Dieser junge Spund. Was wusste der denn schon darüber? Schluss damit, es brachte nichts, noch weiterzugrübeln. Manchmal bildete man sich Sachen ein – bildete sich ein, dass ein Kumpel einen schief ansah.

Er war auf jeden Fall gespannt auf die Insel. Was man da so alles hörte, jede Menge Klatschgeschichten. Sah ganz so aus, als wär was dran an dem Gerücht, dass die Flotte oder das Kriegsministerium oder die Luftwaffe sie sich unter den Nagel gerissen hatte...

Der junge Eimer Robson, der amerikanische Millionär, hatte das Haus gebaut. Tausende da hineingesteckt, wie man hörte. Jeder nur vorstellbare Luxus...

Exeter! Und eine Stunde Aufenthalt! Er wollte aber nicht warten. Er wollte vorwärts kommen...

VI

Dr. Armstrong steuerte seinen Morris durch die Ebene von Salisbury. Er war sehr müde. Der Erfolg forderte seinen Tribut. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er in seinem Sprechzimmer in der Harley Street gesessen hatte, korrekt angezogen, umgeben von den modernsten Geräten und den luxuriösesten Möbeln, und gewartet hatte – lange leere Tage gewartet, ob er mit seiner Praxis Erfolg haben oder scheitern würde...

Nun, die Praxis lief. Er hatte Glück gehabt. Glück und Können natürlich. Er war gut in seinem Beruf – aber das war nicht genug, um Erfolg zu haben. Man brauchte auch Glück dazu. Und das hatte er gehabt! Eine treffende Diagnose, ein paar dankbare Patientinnen – Frauen mit Geld und Ansehen – und es hatte sich herumgesprochen. «Du solltest mal zu Armstrong gehen – ein ganz junger Mann – aber so tüchtig – Pam ist jahrelang zu allen möglichen Ärzten gerannt, und er hat mit einem Blick gesehen, woran es lag!» Der Ball war ins Rollen gekommen.

Und jetzt hatte es Dr. Armstrong tatsächlich geschafft. Seine Tage waren ausgefüllt. Er hatte kaum Freizeit. Und deshalb war er an diesem Augustmorgen froh, London zu verlassen und für ein paar Tage auf eine Insel vor der Küste Devons zu fahren. Nicht, dass es für ihn reine Ferien sein würden. Der Brief, den er erhalten hatte, ließ vieles offen, aber der beiliegende Scheck ließ ganz und gar nichts offen. Ein unglaubliches Honorar. Diese Owens mussten Geld wie Heu haben. Irgendeine Kleinigkeit, wie es aussah, ein Ehemann, der sich um die Gesundheit seiner Frau sorgte und darüber einen Bericht wollte, ohne dass sie sich Sorgen machte. Sie lehnte es ab, einen Arzt aufzusuchen. Ihre Nerven Nerven! Er zog die Brauen hoch. Die Frauen und ihre Nerven! Wenigstens war das gut fürs Geschäft. Die Hälfte der Frauen, die ihn aufsuchten, hatten gar nichts, außer Langeweile, aber sie wären ihm nicht gerade dankbar gewesen, wenn er ihnen das gesagt hätte. Und etwas ließ sich immer finden.

«Eine leicht ungewöhnliche Veränderung des (irgendein langes Wort), nichts Ernsthaftes – aber man sollte es in Ordnung bringen. Eine einfache Behandlung.»

Nun ja, genau genommen war Medizin vor allem eine Sache des Glaubens. Und er hatte eine gute Art – er konnte Hoffnung und Glauben geben.

Was für ein Glück, dass er sich rechtzeitig nach diesem Vorfall vor zehn – nein, fünfzehn – Jahren wieder zusammengerissen hatte. Das hätte ins Auge gehen können! Er war völlig heruntergekommen, damals. Der Schock hatte ihn wieder aufgerüttelt. Er

hatte ganz mit dem Trinken aufgehört. Bei Gott, das war verdammt knapp gewesen.

Mit ohrenbetäubendem Hupen brauste ein riesiger Dalmain-Sportwagen mit achtzig Meilen pro Stunde an ihm vorbei. Beinah wäre Dr. Armstrong in der Hecke gelandet. Einer von diesen jungen Idioten, die über Land rasten. Er hasste sie alle. Das war gerade noch einmal gut gegangen. Verdammt junger Hitzkopf!

VII

Tony Marston brettete nach Mere hinunter und dachte: «Grässlich, wie viele Autos über die Straßen kriechen. Immer blockiert einem irgendwer den Weg. Und natürlich fahren sie mitten auf der Straße! In England Auto zu fahren ist sowieso ziemlich hoffnungslos... nicht wie in Frankreich, wo man es wirklich voll ausreizen kann...»

Sollte er hier für einen Drink anhalten oder weiterfahren? Er hatte noch massenhaft Zeit. Nur noch hundert Meilen, wenig mehr. Er würde sich einen Gin und ein Gingerale genehmigen. Was für ein glühend heißer Tag!

Diese Inselnummer könnte Spaß machen – wenn das Wetter so blieb. Wer waren diese Owens eigentlich, fragte er sich. Stinkreich wahrscheinlich. Biber hatte einen guten Riecher für solche Leute. Musste er natürlich auch, der arme Kerl, ohne eigenes Geld...

Hoffentlich gab es da genug zu trinken. Man wusste nie, bei diesen Typen, die nicht mit Geld geboren waren, sondern es selbst machten. Schade, dass die Story, Gabrielle Turl hätte die Insel gekauft, nicht stimmte. Leute vom Film hätte er zu gern mal näher kennen gelernt.

Egal, ein paar Mädels würde es dort schon geben...

Als er das Hotel verließ, streckte er sich, gähnte, guckte in den blauen Himmel und kletterte in den Sportwagen.

Ein paar junge Frauen sahen ihn bewundernd an – seinen gut gebauten Körper von mehr als einem Meter achtzig, sein krauses Haar, seinen gebräunten Teint und seine unglaublich blauen Augen.

Er ließ die Kupplung kommen, der Motor heulte auf. Er schoss die enge Straße hinauf. Alte Männer und junge Kerle retteten sich mit einem Sprung zur Seite. Die Jungen blickten dem Wagen sehnsüchtig hinterher.

Anthony Marston setzte seine triumphale Fahrt fort.

VIII

Mr. Blore saß in einem Bummelzug aus Plymouth. In seinem Abteil war nur noch eine andere Person, ein älterer Seebär mit einem triefenden Auge. Jetzt war er eingenickt und in Schlaf versunken.

Mr. Blore schrieb sorgfältig in ein kleines Notizbuch.

«Das sind jetzt alle», murmelte er vor sich hin. «Emily Brent, Vera Claythorne, Dr. Armstrong, Anthony Marston, der alte Richter Wargrave, Philip Lombard, General MacArthur (mit mehreren hohen Orden ausgezeichnet) – und der Butler und seine Frau: Mr. und Mrs. Rogers.»

Er klappte das Notizbuch zu und steckte es in die Tasche zurück. Er warf einen Blick in die Ecke des Abteils, auf den schlafenden Mann.

«Einen zu viel getankt», tippte Mr. Blore richtig.

Sorgfältig und gewissenhaft ging er in seinem Kopf noch einmal alles durch.

«Dürfte nicht allzu schwer sein», sagte er sich. «Kaum zu vermasseln. Hoffentlich ist in Ordnung, wie ich aussehe.»

Er stand auf und musterte sich sorgfältig im Spiegel. Das Gesicht im Spiegel hatte mit dem Schnurrbart einen leicht militärischen Einschlag, es besaß wenig Ausdruck. Die Augen waren grau und standen ziemlich nah zusammen.

«Könnte ein Major sein», fand Mr. Blore. «Nein, das hab ich ganz vergessen. Da ist ja dieser alte General. Der würde mir sofort auf die Schliche kommen», vermutete Mr. Blore. «Ich hab's! Südafrika. Keiner von diesen Leuten ist je in Südafrika gewesen, und ich habe gerade diesen Reisebericht gelesen. Darüber kann ich gut reden.»

Was für ein Glück, dass es in den Kolonien alle möglichen Typen und Arten von Menschen gab. Als vermögender Herr aus Südafrika würde er in jeder Gesellschaft willkommen sein, sagte sich Mr. Blore.

Nigger Island. Er erinnerte sich an die Insel aus seiner Jugendzeit... Ein ziemlich übel riechender, von Möwen bevölkerter Felsen – der etwa eine Meile vor der Küste aus dem Meer ragte. Den Namen hatte er von seiner Ähnlichkeit mit einem Männerkopf – einem Kopf mit wulstigen Lippen.

Komische Idee, gerade dort ein Haus zu bauen! Grauenhaft bei schlechtem Wetter. Aber Millionäre steckten voller Verrücktheiten! Der alte Mann in der Ecke wachte auf und sagte: «Beim Meer weiß man nie nisch. Niemals.»

«Stimmt», erwiderte Blore. «Das weiß man nie.» Der alte Mann rülpste zweimal und klagte: «Braut sich was zusammen, da draußen.»

«Nicht doch, Käpten. Es ist ein herrlicher Tag.»

«Da braut sich was zusammen», beharrte der Alte starrsinnig. «Ich kann's riechen.»

«Vielleicht haben Sie Recht», lenkte Blore ein. Der Zug hielt an einem Bahnhof, und der alte Mann erhob sich schwankend.

«Hier isses. Ich muss raus.» Er fummelte am Türgriff herum. Blore half ihm. Der alte Mann stand am Ausgang. Er hob feierlich die Hand und blinzelte mit seinem tränenden Auge. «Wachet und betet», rief er. «Wachet und betet. Der Tag des Gerichts ist nah.» Er fiel durch die Tür auf den Bahnsteig. Am Boden liegend schaute er zu Blore auf und sagte mit großer Würde: «Ich spreche zu Ihnen, junger Mann. Der Tag des Gerichts ist nah.» Blore sank in seinen Sitz zurück und dachte: «Er ist dem Tag des Jüngsten Gerichts näher als ich!» Aber in diesem Punkt irrte er sich...

Zweites Kapitel

I

Vor dem Bahnhof von Oakbridge stand eine kleine Gruppe von Menschen unschlüssig herum, hinter ihnen Gepäckträger mit Koffern. Einer von ihnen rief laut: «Jim!»

Der Fahrer eines der Taxis trat vor.

«Sind Sie das für Nigger Island?», fragte er mit weichem Devon-Akzent. Vier Stimmen bejahten – und beäugten einander kurz darauf misstrauisch.

Der Fahrer wandte sich an Richter Wargrave als dem ältesten Mitglied der Gruppe:

«Es gibt hier zwei Taxis, Sir. Eins muss noch warten, bis der Regionalexpress aus Exeter eintrifft – dauert keine fünf Minuten –, ein Gentleman fehlt noch. Vielleicht würde einer von Ihnen noch mit hier warten? Das wär für Sie am bequemsten.»

Vera Claythorne war sich ihrer Stellung als Sekretärin bewusst und ergriff das Wort:

«Ich werde warten», sagte sie. «Wenn Sie dann schon einmal vorausfahren?» Sie musterte die anderen drei, und ihr Blick und ihre Stimme strahlten eine Entschiedenheit aus, wie man sie erwirbt, wenn man jahrelang gewohnt ist, Autorität auszuüben. Als

stünde sie auf dem Schulhof und würde die Mädchen zum Tennisspielen einteilen.

«Danke sehr», sagte Miss Brent steif, nickte mit dem Kopf und enterte eines der Taxis, dessen Tür der Fahrer für sie aufhielt.

Richter Wargrave folgte ihr.

Captain Lombard sagte: «Ich warte mit Miss —»

«Claythorne», stellte sich Vera vor.

«Mein Name ist Lombard. Philip Lombard.»

Die Gepäckträger luden die Koffer auf das Dach des Wagens. Im Taxi bemerkte Richter Wargrave mit der Vorsicht des Juristen: «Wundervolles Wetter heute.»

«In der Tat», antwortete Miss Brent.

Ein vornehmer älterer Herr, dachte sie. Ganz anders als der Typ Mann, den man sonst in Pensionen an der See traf. Anscheinend hatte Mrs. oder Miss Oliver gute Verbindungen...

«Kennen Sie diesen Teil der Welt gut?», fragte Richter Wargrave.

«Ich bin schon in Cornwall gewesen und in Torquay, aber dies ist mein erster Besuch in Devon.»

«Ich bin auch fremd in diesem Teil der Welt», gestand der Richter.

Das Taxi fuhr los.

«Möchten Sie sich reinsetzen, solange wir warten?», fragte der Fahrer des zweiten Taxis.

«Nein, vielen Dank», entgegnete Vera bestimmt.

Captain Lombard lächelte.

«Die sonnige Mauer da drüben sieht attraktiver aus», meinte er. «Falls Sie nicht lieber in den Bahnhof gehen wollen?»

«Nein, wirklich nicht. Es ist angenehm, aus dem stickigen Zug an die Luft zu kommen.»

«Ja, bei dem Wetter ist eine Reise mit dem Zug ziemlich anstrengend», stimmte er ihr zu.

«Ich hoffe, es hält sich – das Wetter, meine ich», fuhr Vera im Plauderton fort. «Unsere englischen Sommer sind so trügerisch.»

Mit einem gewissen Mangel an Originalität fragte Lombard: «Kennen Sie diesen Flecken der Welt gut?»

«Nein, ich bin noch nie hier gewesen.» Und darum bemüht, ihre Rolle von Anfang an klarzustellen, ergänzte sie schnell: «Ich habe meine Arbeitgeber noch nicht einmal gesehen.»

«Ihre Arbeitgeber?»

«Ja, ich bin Mrs. Owens Sekretärin.»

«Jetzt verstehe ich.» Fast unmerklich veränderte sich sein Benehmen. Es wurde einen Hauch sicherer – lockerer im Ton. «Ist das nicht ziemlich ungewöhnlich?», fragte er.

Vera lachte.

«Nein, ich glaube nicht. Ihre Sekretärin ist plötzlich erkrankt, und da hat sie ein Telegramm an eine Agentur geschickt, um Ersatz zu finden – und die haben mich geschickt.»

«So war das. Und was ist, wenn Ihnen der Posten nicht gefällt?»

Vera lachte wieder.

«Es ist nur vorübergehend – ein Ferienjob. Ich habe eine feste Anstellung an einer Mädchenschule. Und jetzt bin ich schrecklich gespannt auf die Insel. Es hat so viel darüber in den Zeitungen gestanden. Ist sie wirklich so faszinierend?»

«Ich weiß nicht. Ich habe sie noch nicht gesehen.»

«Wirklich? Ich nehme an, die Owens sind völlig begeistert von der Insel. Was für Leute sind das eigentlich? Erzählen Sie!»

«Jetzt sitze ich in der Patsche», dachte Lombard. «Kenne ich sie nun oder kenne ich sie nicht?»

«Da, eine Wespe», rief er schnell. «Sie kriecht Ihren Arm hoch. Halten Sie ganz still.» Er machte einen überzeugenden Satz nach vorn. «Hier, jetzt ist sie weg.»

«Mein Gott. Ich danke Ihnen. Diesen Sommer schwirren eine Menge Wespen herum.»

«Ich glaube, es ist die Hitze. Auf wen warten wir eigentlich, wissen Sie das?»

«Ich habe nicht die leiseste Ahnung.»

Der laute, lang gezogene Pfiff eines nahenden Zuges erscholl.

«Das wird der Zug sein», sagte Lombard.

Ein hoch gewachsener, militärisch wirkender alter Mann erschien am Ende des Bahnsteigs. Sein graues Haar war kurz geschnitten, und er trug einen sorgfältig getrimmten weißen Schnurrbart.

Sein Gepäckträger, der unter dem Gewicht des festen Lederkoffers leicht schwankte, zeigte auf Vera und Lombard.

Energisch ging Vera auf ihn zu.

«Ich bin Mrs. Owens Sekretärin. Das Auto hier wartet auf uns.» Sie fügte hinzu: «Und das ist Mr. Lombard.»

Blassblaue Augen, die trotz ihres Alters scharf sahen, maßen Lombard mit einem prüfenden Blick. Einen Moment lang zeigte sich in ihnen ein Urteil – klar erkennbar für jeden, der es hätte lesen wollen.

«Gut aussehender Bursche. Aber irgendetwas stimmt nicht mit ihm...»

Die drei stiegen in das wartende Taxi. Sie fuhren durch die verschlafenen Straßen des kleinen Oakbridge und blieben noch etwa eine Meile auf der Hauptstraße nach Plymouth. Dann bogen sie ab in ein Gewirr winziger Landstraßen, allesamt steil, grün und schmal.

«Diesen Teil von Devon kenne ich nicht», sagte General MacArthur. «Ich komme aus Ost-Devon – direkt an der Grenze zu Dorset.»

«Es ist wirklich hübsch hier», schwärmte Vera. «Die Hügel und die rote Erde, und alles so grün und üppig.»

«Etwas eng hier...», bemerkte Philip Lombard kritisch. «Ich habe offene Landschaft lieber. Wo man sehen kann, was auf einen zukommt...»

General MacArthur wandte sich ihm zu:

«Sie haben eine Menge von der Welt gesehen, vermute ich.»

Lombard zuckte die Schultern.

«Ich bin da und dort rumgekommen, Sir.»

Im Stillen dachte er: «Gleich wird er mich fragen, ob ich alt genug bin, um im Krieg gedient zu haben. Das fragen die alten Kämpen immer.»

Aber General MacArthur erwähnte den Krieg mit keinem Wort.

II

Sie fuhren einen steilen Hügel hoch und dann einen Zickzackpfad hinunter nach Sticklehaven – einer bloßen Ansammlung von Fischerhäusern mit dem einen oder anderen Boot am Strand.

Im Licht der untergehenden Sonne hatten sie ihren ersten Eindruck von der Insel, die sich im Süden aus dem Meer erhob.

«Das ist ja weit weg», rief Vera überrascht.

Sie hatte sich die Insel anders vorgestellt. Nah an der Küste, gekrönt von einem schönen weißen Haus. Aber es war kein Haus zu sehen, nur die kühnen Umrisse des Felsens, der an einen gigantischen Männerkopf erinnerte. Er sah irgendwie finster aus. Sie erschauerte leicht.

Vor einem kleinen Pub, den Seven Stars, saßen drei Menschen. Neben der gebeugten, ältlichen Gestalt des Richters saß steif und aufrecht Miss Brent. Der Dritte – ein großer, bulliger Mann – erhob sich und trat nach vorn.

«Dachte, wir könnten auf Sie warten», sagte er. «Und einen gemeinsamen Törn draus machen. Er-

lauben Sie mir, mich vorzustellen. Ich heiße Davis. Aus Natal, Südafrika, ha, ha!»

Er lachte lauthals.

Richter Wargrave musterte ihn mit offener Abneigung. Er sah aus, als wüsste er sich, er könnte noch befehlen, den Gerichtssaal räumen zu lassen. Miss Emily Brent war sich nicht sicher, ob sie Leute aus den Kolonien mochte.

«Möchte jemand noch einen Kleinen heben, ehe wir losfahren?», fragte Mr. Davis fürsorglich.

Als niemand seinem Vorschlag zustimmte, wandte er sich um und hob den Finger.

«Dann sollten wir nicht bummeln», mahnte er. «Unsere guten Gastgeber warten auf uns.»

Er hätte bemerken können, dass sich unter den Mitgliedern der Gruppe eine eigenartige Stimmung breit machte. Es war, als ob die Erwähnung ihrer Gastgeber eine seltsam lähmende Wirkung auf die Gäste hatte.

Als Davis ihm mit dem Finger winkte, löste sich ein Mann von der Wand, an der er gelehnt hatte, und kam zu ihnen. Sein rollender Gang verriet, dass er ein Mann des Meeres war. Er hatte ein wettergegerbtes Gesicht und dunkle Augen mit einem leicht abwesenden Ausdruck.

«Alles klar zur Überfahrt auf die Insel, Ladys und Gentlemen?», fragte er mit sanftem Devon-Akzent in der Stimme. «Das Boot wartet schon. Zwei Gentlemen kommen mit dem Auto, aber Mr. Owen wollte nicht, dass wir auf sie warten, die können wer weiß wann hier eintreffen.»

Die Gesellschaft erhob sich. Ihr Führer geleitete sie eine kleine Steinmole entlang zu der Stelle, wo ein Motorboot in den Wellen schaukelte.

«Das ist ein sehr kleines Boot», staunte Emily Brent.

«Es ist ein hervorragendes Boot, Ma'am», sagte der Bootsführer mit Überzeugung. «Sie kommen damit bis Plymouth und wieder zurück, in null Komma nichts.»

«Wir sind eine Menge Leute», erwiderte Richter Wargrave scharf.

«Das Schiff kann doppelt so viele aufnehmen.»

«Es ist ganz in Ordnung», sagte Philip Lombard in angenehm lockerem Ton. «Hervorragendes Wetter – kein Seegang.»

Miss Brent erlaubte, wenn auch voll Misstrauen, dass man ihr ins Boot half. Die anderen folgten. Noch ging niemand auf den anderen zu. Jeder blieb für sich. Es war, als ob jedes Mitglied der Gruppe irritiert über die Zusammensetzung der Gesellschaft war.

Sie wollten gerade ablegen, als ihr Kapitän, den Bootshaken in der Hand, innehielt.

Den steilen Pfad ins Dorf hinunter kam ein Auto gefahren. Ein so unglaublich starkes, so unbeschreiblich schönes Auto, dass es wie eine Fata Morgana wirkte. Am Steuer saß ein junger Mann, seine Haare flatterten im Wind. Im Licht der Abendsonne sah er nicht wie ein Mensch aus, sondern wie ein junger Gott, ein Heldengott aus einer nordischen Sage.

Er drückte auf die Hupe, und ein mächtiges Röhren echote von den Felsen der Bucht.

Es war ein fantastischer Augenblick. In diesem Augenblick schien es, als wäre Anthony Marston mehr als nur ein Mensch, als wäre er ein unsterbliches Wesen.

Später erinnerte sich mehr als einer der Anwesenden an diesen Augenblick.

III

Fred Narracott saß neben dem Motor und dachte, dass dies eine eigenartige Truppe war. Kein bisschen so, wie er sich Mr. Owens Gäste vorgestellt hatte. Er hatte Leute mit mehr Klasse erwartet. Frauen in Golfkleidung und Herren in Segelzeug und alle sehr reich und vornehm aussehend.

So ganz anders als die Leute bei Eimer Robsons Partys. Ein leichtes Grinsen legte sich auf seine Lippen, als er sich an die Gäste des Millionärs erinnerte. Das war vielleicht eine Truppe gewesen – und der Alkohol, den die vernichtet hatten!

Dieser Mr. Owen war wohl ein Gentleman von ganz anderem Schlag. Komisch, dachte Fred, dass er ihn noch nie zu Gesicht bekommen hatte – und seine Ehefrau auch nicht. Nie hier unten gewesen war der. Alles bestellt und bezahlt von diesem Mr. Morris. Anweisungen immer sehr klar und die Bezahlung pünktlich. Aber es war trotzdem komisch. In den Zeitungen stand, dass es ein Geheimnis um Mr. Owen gab. Mr. Narracott war der gleichen Meinung.

Vielleicht war es doch Gabrielle Turl, die die Insel gekauft hatte. Aber diese Theorie gab er wieder auf, als er die Passagiere musterte. Die nicht – keiner von denen sah aus, als hätte er mit Filmstars zu tun.

Er musterte sie ohne Begeisterung.

Eine alte Jungfer – von der sauertöpfischen Sorte –, die kannte er gut genug. Die war beinhart. Darauf würde er wetten. Ein alter Kämpfe aus längst vergangenen Tagen – man sah ihm die Armee an. Eine nett aussehende junge Frau – auf eine alltägliche Art nett, nichts Aufregendes – kein Hauch von Hollywood. Dann der muntere großmäulige Typ – der war mit Sicherheit kein Gentleman. Ein ehemaliger Vertreter, genau das ist er, dachte Fred Narracott. Und der andere Gentleman, der schlanke, hungrig aussehende mit den schnellen Augen, das war ein Seltsamer, mit Sicherheit. Bei dem konnte man sich vorstellen, dass er was mit Film zu tun hatte.

Es gab nur einen anständigen Passagier im Boot. Der Letzte, der im Auto angekommen war (und mit was für einem Auto! So ein Wagen war bisher noch nicht in Sticklehaven gesichtet worden. Musste hunderte und hunderte von Pfund gekostet haben, so ein Auto). Der war richtig. Der war mit Geld geboren. Wenn die Truppe wie er gewesen wäre – das hätte er verstanden.

Seltsame Sache, wenn man darüber nachdachte – die ganze Sache war seltsam – sehr seltsam...

IV

Das Boot pflügte sich seinen Weg um den Felsen. Jetzt endlich kam das Haus in Sicht. Die Südseite der Insel war völlig anders. Weite Sandbänke bis zum Wasser. Das Haus blickte nach Süden – niedrig und viereckig und modern mit Bogenfenstern, die viel Licht hereinließen.

Ein aufregendes Haus – ein Haus, das die Erwartungen noch übertraf.

Fred Narracott stellte den Motor ab, und sie trieben sacht in einen kleinen natürlichen Meeresarm zwischen Felsen.

«Muss schwierig sein, hier bei schlechtem Wetter anzulegen», sagte Philip Lombard scharf.

«Wenn der Südostwind bläst, ist an Nigger Island kein Rankommen», antwortete Fred Narracott munter. «Manchmal ist es für eine Woche oder länger abgeschnitten.»

«Die Verpflegung muss sehr schwierig sein», dachte Vera Claythorne. «Das ist das Schlimmste an einer Insel. All die Haushaltsprobleme, um die man sich Gedanken machen muss.»

Das Boot schrammte gegen die Felsen. Fred Narracott sprang heraus, und er und Lombard halfen den anderen an Land. Narracott vertäute das Boot an einem Ring im Felsen. Dann ging er den anderen voraus die steinernen Stufen hoch, die in den Felsen gehauen waren.

«Ha! Herrliches Fleckchen!», rief General MacArthur.

Aber er fühlte sich unbehaglich dabei. Verdammt merkwürdiger Ort.

Als die Gruppe die Stufen hochstieg und oben auf einer Terrasse herauskam, wurden alle wieder munterer. In der offenen Tür des Hauses erwartete sie ein korrekt gekleideter Butler, und etwas an seinem Ernst stimmte sie zuversichtlich. Und dann war das Haus selbst wirklich äußerst attraktiv, die Aussicht von der Terrasse atemberaubend...

Der Butler näherte sich ihnen mit einer leichten Verbeugung. Er war ein großer schlanker Mann, grauhaarig und sehr Vertrauen erweckend.

«Wenn Sie mir bitte folgen würden.»

In der geräumigen Eingangshalle waren Getränke bereitgestellt, Reihen von Flaschen. Anthony Martons Stimmung stieg. Er hatte schon gedacht, er wäre auf der falschen Party. Niemand, den er kannte. Was hatte sich der alte Biber nur dabei gedacht, ihn hierher zu locken? Na ja, immerhin waren die Drinks in Ordnung. Und genug Eis gab's auch.

Was sagte der Butler da gerade?

Mr. Owen – unglücklicherweise verspätet – nicht in der Lage, vor morgen hier zu erscheinen. Anweisungen – alles, was sie wünschten – wenn sie jetzt ihre Zimmer sehen wollten – Abendessen würde es um acht Uhr geben...

Vera war Mrs. Rogers nach oben gefolgt. Die Frau hatte eine Tür am Ende des Gangs aufgestoßen, und Vera war in ein hübsches Zimmer eingetreten mit einem großen Fenster, das sich weit zum Meer hin öffnete, und einem weiteren, das nach Osten zeigte. Ihr entfuhr ein Laut des Entzückens.

Mrs. Rogers sagte gerade: «Ich hoffe, Sie haben alles, was Sie brauchen, Miss.»

Vera schaute sich um. Ihr Gepäck war hinaufgebracht und ausgepackt worden. Eine offene Tür an der einen Seite des Zimmers gab den Blick auf ein hellblau gekacheltes Badezimmer frei.

«Ja, danke», antwortete sie schnell. «Es ist alles da, glaube ich.»

«Klingeln Sie ruhig, wenn Sie etwas brauchen, Miss.»

Mrs. Rogers sprach mit einer flachen, monotonen Stimme. Vera sah sie neugierig an. Was für ein weißes, blutleeres Gespenst von einer Frau! Sehr respektabel aussehend, mit dem straff aus dem Gesicht gekämmten Haar und dem schwarzen Kleid. Und den merkwürdig hellen Augen, die die ganze Zeit hin und her wanderten.

«Sie sieht aus, als ob sie sich vor ihrem eigenen Schatten fürchtet», dachte Vera.

Genau das war es – Furcht!

Sie sah aus wie eine Frau, die von Todesangst ergriffen war...

Ein Schauer lief Vera den Rücken hinunter. Wovor um alles in der Welt sollte diese Frau sich fürchten?

«Ich bin Mrs. Owens neue Sekretärin», sagte sie freundlich. «Ich vermute, Sie wissen das.»

«Nein, Miss. Ich weiß gar nichts. Ich habe nur eine Liste der Ladys und Gentlemen und welche Zimmer sie haben sollen.»

«Mrs. Owen hat mich nicht erwähnt?», staunte Vera.

Mrs. Rogers' Augenlider flatterten.

«Ich habe Mrs. Owen nicht gesehen – noch nicht. Wir sind erst vor zwei Tagen hierher gekommen.»

Eigenartige Leute, diese Owens, dachte Vera. Laut sagte sie:

«Wer arbeitet alles hier?»

«Nur ich und Mr. Rogers, Miss.»

Vera runzelte die Stirn. Acht Leute im Haus – zehn mit dem Gastgeber und der Gastgeberin – und nur ein Ehepaar, um sie zu versorgen.

«Ich bin eine gute Köchin», sagte Mrs. Rogers. «Und Rogers kümmert sich ums Haus. Ich wusste natürlich nicht, dass es eine so große Gesellschaft sein würde.»

«Sie kommen doch zurecht?», fragte Vera.

«Aber ja, Miss. Ich komm klar damit. Wenn es öfter so große Gesellschaften gibt, könnte Mrs. Owen vielleicht noch jemand zusätzlich einstellen.»

«Ja, das könnte sie wohl», gab Vera ihr Recht.

Mrs. Rogers wandte sich zum Gehen. Ihre Füße bewegten sich lautlos über den Boden. Sie huschte wie ein Schatten aus dem Raum.

Vera ging zum Fenster hinüber und setzte sich auf die Fensterbank. Sie war ein wenig beunruhigt. Alles

war irgendwie seltsam. Die Abwesenheit der Owens, die bleiche, geisterhafte Mrs. Rogers. Und die Gäste. Ja, auch die Gäste waren merkwürdig. Eine eigenartig zusammengewürfelte Gesellschaft.

«Ich wünschte, ich hätte die Owens schon einmal gesehen», dachte Vera. «Ich wünschte, ich wüsste, was für Menschen das sind.»

Sie stand auf und lief ruhelos durch das Zimmer.

Ein perfekter Raum, ganz im modernen Stil eingerichtet. Blendend weiße Läufer auf dem glänzenden Parkett –, sanft getönte Wände –, ein hoher Spiegel umrahmt von Leuchten. Ein Kaminsims ohne Zierobjekte, nur mit einem großen Marmorblock in Form eines Bären, eine moderne Skulptur, in die eine Uhr eingelassen war. Darüber hing in einem großen, glänzenden Chromrahmen ein Stück Pergament – ein Gedicht.

Sie stellte sich vor den Kamin und las. Es war ein alter Kinderreim, an den sie sich noch aus ihrer Kindheit erinnerte.

Zehn kleine Negerlein,
die zechten in der Scheun.
Eins verschluckte sich dabei,
da waren's nur noch neun.

Neun kleine Negerlein,
die blieben nachts lang wach.
Eins schlief dann fest für immer ein,
da waren's nur noch acht.

Acht kleine Negerlein,

die reisten mal nach drüben.
Eines blieb für immer dort,
da waren's nur noch sieben.

Sieben kleine Negerlein,
die holzten wie der Specht.
Eines holzte sich entzwei,
da waren's nur noch sechs.

Sechs kleine Negerlein,
die liefen ohne Strümpf.
Eines stach die Biene tot,
da waren's nur noch fünf.

Fünf kleine Negerlein,
die stritten sich ums Bier.
Eins holte sich der Scharfrichter,
da waren's nur noch vier.

Vier kleine Negerlein,
die segelten ins Freie.
Ein roter Hering schwamm vorbei,
da waren's nur noch dreie.

Drei kleine Negerlein,
gingen am Zoo vorbei.
Eins wurde dort vom Bär zerquetscht,
da waren's nur noch zwei.

Zwei kleine Negerlein,
die zankten wie sonst keiner.
Eins wurde in die Brust geschossen,
da war es nur noch einer.

Ein kleines Negerlein, ganz für sich allein,
das litt und seufzte schwer.
Es ging ins Haus und hängt' sich auf.
Da gab es keines mehr.

Vera lächelte. Natürlich! Sie waren auf Nigger Island.

Sie ging wieder zum Fenster, setzte sich auf die Bank und blickte nach draußen.

Wie weit das Meer war. Von hier aus war nirgendwo Land zu sehen – nur diese weite Fläche blauen Wassers, die sich in der Sonne kräuselte.

Das Meer... so friedlich, heute... manchmal so grausam... Das Meer, das einen in seine Tiefen hinabzog. Ertrunken... ertrunken gefunden... im Meer ertrunken... ertrunken... ertrunken... ertrunken...

Nein, sie wollte nicht wieder daran denken... sie wollte nicht daran denken. All das war vorbei...

VI

Dr. Armstrong kam auf die Insel, als die Sonne gerade im Meer versank. Auf der Überfahrt hatte er mit dem Kapitän geplaudert – einem Mann aus der Gegend. Er wollte ein wenig mehr über diese Leute herausfinden, denen die Insel gehörte, aber Narracott, so hieß der Mann, schien merkwürdig schlecht informiert, oder vielleicht wollte er nicht reden.

Deshalb plauderte Dr. Armstrong nur über das Wetter und das Fischen.

Er war müde nach der langen Autofahrt. Seine Augen schmerzten. Nach Westen fahren hieß gegen die Sonne fahren.

Ja, er war sehr müde. Das Meer und diese perfekte Ruhe waren genau das, was er brauchte. Am liebsten würde er lange Ferien machen. Aber das konnte er sich nicht erlauben. Finanziell konnte er es sich natürlich erlauben, aber er konnte sich nicht erlauben, eine Zeit lang auszusteigen. Heutzutage war man schnell vergessen. Nein, jetzt wo er es geschafft hatte, musste er die Mühle weiter in Gang halten.

«Und wenn schon», dachte er. «Heute Abend werde ich mir vorstellen, nie mehr zurückzugehen – ein für alle Mal alles hinter mir zu lassen, London und die Harley Street und alles andere.»

Eine Insel hatte etwas Magisches – das Wort allein setzte Fantasie frei – eine Insel war ein Kosmos für sich. Man verlor den Bezug zur Welt – eine Insel war eine ganz eigene Welt. Eine Welt, aus der man vielleicht nie wieder zurückkehrte.

«Ich lasse das normale Leben hinter mir», dachte er.

Lächelnd begann er, Pläne für die Zukunft zu schmieden, fantastische Pläne. Er lächelte noch, als er die in den Felsen gehauenen Stufen emporstieg.

In einem Sessel auf der Terrasse saß ein älterer Herr, und sein Anblick kam Dr. Armstrong irgendwie bekannt vor. Wo hatte er dieses Froschgesicht, diesen Schildkrötenhals, diese gebeugte Haltung – ja, und diese fahlen, schlauen Augen schon einmal gesehen? Natürlich. Der alte Wargrave. Er hatte einmal vor ihm als Zeuge ausgesagt. Sah immer aus, als würde er halb schlafen, aber war verdammt gerissen,

wenn es um eine juristische Frage ging. Machte großen Eindruck auf die Geschworenen – es hieß, er könne an jedem Tag der Woche bestimmen, was sie denken. Er hatte sie zu zwei sensationellen Verurteilungen getrieben. Ein Bluthund, sagten die Leute.

Eigenartig, ihn hier zu treffen... hier – am Ende der Welt.

VII

Richter Wargrave dachte bei sich: «Armstrong? Ich erinnere mich an ihn im Zeugenstand. Sehr korrekt und vorsichtig. Ärzte sind verdamnte Idioten. Und die von der Harley Street sind die schlimmsten.» Und er erinnerte sich mit Widerwillen an eine Unterhaltung, die er vor kurzem in genau dieser Straße mit einem dieser übertrieben verbindlichen Menschen geführt hatte.

Laut brummte er: «Drinks gibt's in der Eingangshalle.»

Dr. Armstrong sagte: «Ich muss dem Gastgeber und der Gastgeberin meine Aufwartung machen.»

Richter Wargrave schloss wieder die Augen und sah entschieden wie ein Reptil aus, als er antwortete: «Das können Sie nicht.»

Dr. Armstrong war überrascht.

«Warum nicht?»

«Es gibt weder einen Gastgeber noch eine Gastgeberin», sagte der Richter. «Höchst seltsamer Stand der Dinge. Schwer zu durchschauen.»

Dr. Armstrong starrte ihn eine Weile an. Als er schon dachte, der alte Herr wäre eingeschlafen, fragte Richter Wargrave plötzlich: «Kennen Sie Constance Culmington?»

«Äh, nein – tut mir Leid.»

«Es spielt keine Rolle», erwiderte der Richter. «Eine wenig präzise Dame und eine praktisch unleserliche Handschrift. Ich habe mich gerade gefragt, ob ich in das falsche Haus gekommen bin.»

Dr. Armstrong schüttelte den Kopf und ging ins Haus.

Richter Wargrave dachte über das Thema Constance Culmington nach. Unzuverlässig, wie alle Frauen.

Seine Gedanken schweiften zu den beiden Frauen im Haus, der schmallippigen alten Tante und der jungen Frau. Sie war nicht sein Typ, eine kaltblütige Abenteurerin. Nein, drei Frauen, wenn man die Rogers mitzählte. Eigenartige Person, sah aus, als fürchte sie sich zu Tode. Ein ehrenwertes Paar, das etwas von seinem Job verstand.

Genau in diesem Moment trat Rogers auf die Terrasse, und der Richter fragte ihn:

«Wissen Sie, ob Lady Culmington hier erwartet wird?»

Rogers starrte ihn an.

«Nein, Sir, nicht, dass ich wüsste.»

Die Augenbrauen des Richters fuhren in die Höhe. Aber er gab nur ein Grunzen von sich.

«Nigger Island?», dachte er. «Da ist noch mehr als eine Überraschung im Busch.»

VIII

Anthony Marston lag in der Badewanne. Er streckte sich genüsslich im dampfenden Wasser. Nach der langen Fahrt waren seine Glieder verkrampft. Wenige Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Anthony war ein Mann der Sinne – und ein Mann der Tat.

Er dachte bei sich: «Das muss ich jetzt durchziehen», und verbannte alles andere aus seinen Gedanken.

Dampfendes, warmes Wasser – müde Glieder – jetzt gleich rasieren – ein Cocktail – das Abendessen.

Und danach?

IX

Mr. Blore band seine Krawatte. Er war nicht gut in solchen Dingen.

Sah er korrekt aus? Er vermutete, ja.

Niemand war besonders freundlich zu ihm gewesen... eigenartig, wie sich alle gegenseitig beobachteten – als ob sie wüssten...

Nun, er hatte es in der Hand.

Er hatte nicht vor, diesen Job zu vermasseln.

Er warf einen Blick auf den gerahmten Kinderreim über dem Kaminsims.

Lustig, das hier zu finden.

«Ich erinnere mich noch an die Insel, als ich ein Kind war», dachte er. «Wer hätte gedacht, dass ich je meine Arbeit hier in einem Haus machen würde? Vielleicht ist es ja gut, dass man nicht in die Zukunft blicken kann.»

X

General MacArthur runzelte die Stirn.

Verdammt, die Sache war faul. So hatte er sich das nicht vorgestellt...

Am liebsten würde er sich eine Ausrede einfallen lassen und einfach abhauen...

Aber das Motorboot war zurück zum Festland gefahren.

Er würde bleiben müssen.

Dieser Lombard war ein verdammt seltsamer Bursche. Der war nicht echt. Er könnte schwören, dass der Mann nicht ganz echt war.

XI

Als der Gong ertönte, trat Philip Lombard aus seinem Zimmer und ging zum Treppenabsatz. Er bewegte sich wie ein Panther, geschmeidig und lautlos. Er hatte überhaupt etwas von einem Panther. Ein Raubtier – schön anzusehen. Er lächelte in Gedanken.

«Eine Woche – gut.»

Er würde diese Woche genießen.

XII

Emily Brent saß fertig fürs Abendessen, in schwarze Seide gehüllt, auf ihrem Zimmer und las in ihrer Bibel.

Ihre Lippen bewegten sich, während sie den Worten folgte: «Die Heiden sind versunken in der Grube, die sie gegraben, ihr Fuß ist gefangen im Netz, das sie gestellt hatten. Der Herr hat sich kundgetan und Gericht gehalten. Der Gottlose ist verstrickt in dem Werk seiner Hände. Die Gottlosen sollen zu den Toten fahren, alle Heiden, die Gott vergessen!»

Ihre Lippen pressten sich fest zusammen. Sie schloss die Bibel.

Sie stand auf, befestigte eine Brosche aus Bergkristall an ihrem Kragen und ging hinunter zum Essen.

Drittes Kapitel

I

Das Abendessen näherte sich seinem Ende. Das Essen war gut, der Wein perfekt gewesen. Rogers bediente tadellos.

Jeder hatte bessere Laune. Sie hatten begonnen, freier und vertrauter miteinander zu reden.

Richter Wargrave, von einem ausgezeichneten Port milde gestimmt, versprühte bissigen Humor. Dr. Armstrong und Tony Marston hörten ihm zu. Miss Brent plauderte mit General MacArthur, sie hatten ein paar gemeinsame Freunde entdeckt. Vera Claythorne stellte Mr. Davis kluge Fragen über Südafrika. Und Mr. Davis redete wortgewandt zum Thema. Lombard verfolgte die Unterhaltung. Ein- oder zweimal schaute er kurz auf, und seine Augen wurden schmal. Hin und wieder schweiften seine Blicke über die Tafel und studierten die anderen.

Plötzlich sagte Anthony Marston: «Drollig, diese Dinger, nicht?»

In der Mitte des Tisches standen auf einer runden Glasscheibe kleine Figuren aus Porzellan.

«Kleine Neger», sagte Tony. «Nigger Island. Deshalb sind sie wohl hier.»

Vera beugte sich nach vorn.

«Wie viele sind es denn? Zehn? – Wie lustig!», fuhr sie fort. «Das sind bestimmt die zehn kleinen Negerlein aus dem Kinderreim. In meinem Zimmer hängt das Gedicht eingerahmt über dem Kamin.»

«In meinem Zimmer ebenfalls», sagte Lombard.

«Und in meinem.»

«In meinem auch.»

Jeder stimmte in den Chor ein.

«Das ist wirklich eine amüsante Idee», sagte Vera. «Nicht wahr?»

Richter Wargrave brummte: «Erstaunlich kindisch», und bediente sich mit Port.

Emily Brent schaute zu Vera Claythorne. Vera Claythorne schaute zu Emily Brent. Die beiden Frauen erhoben sich.

Im Salon waren die Flügeltüren zur Terrasse geöffnet, und das Rauschen des Meeres, das gegen die Felsen schlug, klang bis zu ihnen hoch.

«Ein angenehmes Geräusch», bemerkte Emily Brent.

«Ich hasse es», erwiderte Vera scharf.

Miss Brents Augen sahen sie überrascht an. Vera errötete. Etwas ruhiger fuhr sie fort:

«Bei Sturm ist es hier bestimmt nicht sehr angenehm.»

Emily Brent stimmte ihr zu.

«Ich bin sicher, dass das Haus im Winter geschlossen bleibt», sagte sie. «Schon allein, weil man niemals Personal bekäme, das hier bliebe.»

«Es muss überhaupt schwierig sein, Personal zu finden», murmelte Vera.

«Mrs. Oliver hatte Glück, diese beiden zu finden», stellte Emily Brent fest. «Die Frau ist eine gute Köchin.»

Vera dachte: «Eigenartig, dass ältere Leute immer die Namen verdrehen.»

Laut sagte sie: «Ja, ich glaube, dass Mrs. Owen wirklich Glück gehabt hat.»

Emily Brent hatte eine Stickerei aus ihrer Tasche gezogen. Jetzt, als sie den Faden in die Nadel führte, hielt sie inne.

«Owen? Haben Sie Owen gesagt?»

«Ja.»

«Mein ganzes Leben lang habe ich noch niemanden getroffen, der Owen hieß», sagte Emily Brent in scharfem Ton.

Vera starrte sie an.

«Aber sicherlich...»

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Die Tür öffnete sich, und die Männer stießen zu ihnen. Mit einem Kaffeetablett folgte Rogers ihnen ins Zimmer.

Der Richter kam und setzte sich neben Emily Brent. Armstrong gesellte sich zu Vera. Tony Marston schlenderte zum offenen Fenster. Blore betrachtete mit kindlichem Staunen eine Bronzestatue – vielleicht fragte er sich, ob deren bizarre Ecken eine weibliche Figur darstellen sollten. General MacArthur stand mit dem Rücken zum Kamin. Er zupfte an seinem kleinen weißen Schnurrbart. Es war ein verdammt gutes Abendessen gewesen. Seine Laune

stieg. Lombard blätterte durch die Seiten des Punch, der zusammen mit anderen Zeitungen auf einem Tisch an der Wand lag.

Rogers machte mit seinem Kaffeetablett die Runde. Der Kaffee war gut – wirklich schwarz und sehr heiß.

Die ganze Gruppe hatte gut gegessen. Sie waren mit sich und dem Leben zufrieden. Die Zeiger der Uhr standen auf zwanzig Minuten nach neun. Es war still – eine angenehme, entspannte Stille.

In diese Stille hinein ertönte die Stimme. Ohne Warnung, unmenschlich, durchdringend...

«Ladys und Gentlemen! Ruhe bitte!»

Jeder schreckte hoch... schaute um sich, sah die anderen an, blickte auf die Wände. Wer sprach da?

Die Stimme fuhr fort – hoch und klar:

«Sie sind der folgenden Verbrechen angeklagt:

Edward George Armstrong, Sie haben am 14. März 1925 den Tod von Louisa Mary Clees verursacht.

Emily Caroline Brent, Sie waren am 5. November 1931 verantwortlich für den Tod von Beatrice Taylor.

William Henry Blore, Sie haben am 10. Oktober 1928 den Tod von James Stephen Landor verursacht.

Vera Elizabeth Claythorne, Sie töteten am 11. August 1935 Cyril Ogilvie Hamilton.

Philip Lombard, Sie waren an einem Tag im Februar 1932 schuldig am Tod von einundzwanzig Männern, Mitgliedern eines ostafrikanischen Stammes.

John Gordon MacArthur, Sie schickten am 14. Januar 1917 absichtlich Arthur Richmond, den Geliebten Ihrer Frau, in den Tod.

Anthony James Marston, Sie begingen am 14. November letzten Jahres den Mord an John und Lucy Combes.

Thomas Rogers und Ethel Rogers, Sie verursachten am 6. Mai 1929 den Tod von Jennifer Brady.

Lawrence John Wargrave, Sie waren am 10. Juni 1930 schuldig des Mordes an Edward Seton.

Angeklagte vor dem Gericht, haben Sie irgendetwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?»

II

Die Stimme schwieg.

Einen Augenblick lang herrschte bleierne Stille, dann ertönte ein lautes Krachen! Rogers hatte das Kaffeetablett fallen gelassen!

Im gleichen Moment hörte man von draußen einen Schrei und das Geräusch eines dumpfen Aufpralls.

Lombard handelte als Erster. Er sprang zur Tür und riss sie auf. Draußen lag Mrs. Rogers zusammengebrochen auf dem Boden.

«Marston!», schrie Lombard.

Anthony eilte ihm zu Hilfe. Gemeinsam hoben sie die Frau vom Boden und trugen sie in den Salon.

Dr. Armstrong kam schnell herüber. Er half ihnen, sie auf das Sofa zu betten, und beugte sich über sie.

«Es ist nichts», sagte er schnell. «Sie ist ohnmächtig, das ist alles. Sie wird gleich wieder zu sich kommen.»

«Besorgen Sie einen Brandy», forderte Lombard Rogers auf.

Rogers murmelte mit kreidebleichem Gesicht und zitternden Händen: «Jawohl, Sir», und verließ fluchtartig den Raum.

«Wer hat da gesprochen?», fragte Vera laut. «Wer war das? Das klang – klang –»

«Was ist hier eigentlich los?», empörte sich General MacArthur. «War das ein übler Scherz, oder was?»

Seine Hand zitterte, und seine Schultern sackten nach unten. Plötzlich sah er zehn Jahre älter aus.

Blore tupfte sich das Gesicht mit einem Taschentuch ab.

Nur Richter Wargrave und Miss Brent wirkten vergleichsweise gefasst. Emily Brent saß aufrecht da, den Kopf hoch erhoben, auf beiden Wangen brannte ein hektischer roter Fleck. Der Richter saß in seiner üblichen Stellung, den Kopf tief zwischen die Schultern gesunken. Mit einer Hand kratzte er sich am Ohr. Nur seine Augen waren aktiv, schossen immer wieder hin und her, überrascht und hellwach.

Wieder war es Lombard, der handelte. Armstrong war mit der zusammengebrochenen Frau beschäftigt, und Lombard konnte einmal mehr die Initiative ergreifen.

«Die Stimme?», sagte er. «Es klang, als wäre sie hier im Raum.»

«Wer war das?», fragte Vera laut. «Wer war das? Das war doch keiner von uns.»

Wie die Augen des Richters wanderten auch Lombards Augen langsam durch den Raum. Sie ruhten eine Zeit lang auf dem geöffneten Fenster, dann schüttelte er entschieden den Kopf. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Er bewegte sich flink zur Tür neben dem Kamin, die zu einem benachbarten Raum führte.

Mit einer blitzschnellen Bewegung fasste er die Klinke und riss die Tür auf. Er ging hindurch, und augenblicklich hörte man ihn befriedigt ausrufen: «Ah. Da haben wir's.»

Die anderen folgten ihm. Nur Miss Brent blieb kerzengerade auf ihrem Stuhl sitzend zurück.

In dem zweiten Raum war ein Tisch nah an die Wand zum Salon gestellt worden. Auf dem Tisch stand ein Grammophon – ein altmodisches Gerät mit einem langen Trichter. Die Öffnung des Trichters lag auf der Wand, und Lombard, der ihn zur Seite schob, wies auf zwei, drei kleine Löcher, die unauffällig durch die Wand gebohrt waren.

Er rückte das Grammophon wieder zurecht, legte die Nadel auf die Schallplatte, und im selben Augenblick hörten sie wieder: «Sie sind der folgenden Verbrechen angeklagt...»

«Ausschalten!», forderte Vera. «Ausschalten! Das ist ja fürchterlich.»

Lombard gehorchte.

«Ein übler und grausamer Scherz», sagte Dr. Armstrong mit einem Seufzer der Erleichterung.

Die klare Stimme von Richter Wargrave fragte: «Sie denken also, dass es sich um einen Scherz handelt?»

Der Doktor starrte ihn an.

«Was soll das denn sonst sein?»

Die Hand des Richters strich sanft über die Oberlippe. «Momentan bin ich noch nicht so weit, eine Meinung abzugeben.»

«Sie haben eine Sache vergessen», mischte Anthony Marston sich ein. «Wer zum Teufel hat das Ding angestellt und in Gang gesetzt?»

«Ja, ich denke, diese Sache müssen wir noch untersuchen», murmelte Wargrave.

Er ging zurück in den Salon. Die anderen folgten ihm.

Rogers war gerade mit einem Glas Brandy hereingekommen. Miss Brent stand über die stöhnende Gestalt von Mrs. Rogers gebeugt.

Geschickt zwängte sich Rogers zwischen die beiden Frauen.

«Erlauben Sie, Madam. Ich werde mit ihr sprechen. Ethel – Ethel – es ist alles in Ordnung. In Ordnung, hörst du? Reiß dich zusammen.»

Mrs. Rogers' Atem kam in kurzen, schnellen Stößen. Ihre Augen, entsetzte, ängstliche Augen, schweiften unablässig zwischen den Gesichtern, die sie umgaben, hin und her. Rogers' Tonfall war eindringlich.

«Reiß dich zusammen, Ethel.»

Dr. Armstrong sprach beruhigend auf sie ein:

«Mrs. Rogers, jetzt ist es gleich wieder gut. Das war nur ein kleiner Schwächeanfall.»

«War ich ohnmächtig, Sir?», fragte sie.

«Ja.»

«Es war die Stimme – diese schreckliche Stimme – wie am Jüngsten Tag –»

Ihr Gesicht wurde wieder grün, ihre Augenlider flatterten.

«Wo ist der Brandy?», fragte Dr. Armstrong scharf.

Rogers hatte ihn auf einen kleinen Tisch gestellt. Jemand reichte ihn dem Arzt, und er beugte sich damit über die keuchende Frau.

«Trinken Sie das, Mrs. Rogers.»

Sie trank und keuchte und würgte ein wenig dabei. Der Alkohol tat ihr gut. Die Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück.

«Ich bin jetzt in Ordnung. Es hat – mir einfach einen Schlag versetzt.»

«Natürlich hat es das», sagte Rogers schnell. «Mir hat das auch einen Schlag versetzt. Deshalb hab ich das Tablett fallen gelassen. Böse Lügen waren das. Ich wüsste zu gern...»

Er wurde unterbrochen. Es war nur ein Husten, ein trockenes kleines Husten, aber es hatte die Wirkung, dass es ihn sofort in seinem Redeschwall unterbrach. Er starrte auf Richter Wargrave, und der hustete noch einmal. Dann fragte er:

«Wer hat die Schallplatte auf das Grammophon gelegt? Waren Sie das, Rogers?»

«Ich wusste nicht, was drauf war, Sir. Bei Gott, ich wusste das nicht. Wenn ich es gewusst hätte, Sir, hätte ich es niemals getan.»

«Das ist vermutlich wahr», bemerkte der Richter trocken. «Aber ich denke, Sie haben uns etwas zu erzählen.»

Der Butler wischte sich mit einem Taschentuch übers Gesicht: «Ich habe nur die Anweisungen befolgt, Sir, mehr nicht.»

«Wessen Anweisungen?»

«Mr. Owens Anweisungen.»

«Lassen Sie uns das klarstellen», forderte Richter Wargrave. «Mr. Owens Anweisungen waren – was genau?»

«Ich sollte eine Schallplatte auf das Grammophon legen», erzählte Rogers. «Die Platte lag in der Schublade, und meine Frau sollte das Grammophon anstellen, sobald ich mit dem Kaffeetablett in den Salon gegangen war.»

Der Richter murmelte: «Eine bemerkenswerte Geschichte.»

«Es ist die Wahrheit, Sir», schrie Rogers auf. «Ich schwöre bei Gott, das ist die Wahrheit. Ich wusste nicht, was es war – nicht einen Moment lang. Es stand ein Name drauf – ich dachte, es wäre bloß ein Musikstück.»

Wargrave sah Lombard an.

«Stand ein Titel darauf?»

Lombard nickte. Er grinste plötzlich und zeigte seine spitzen weißen Zähne:

«Allerdings, Sir. Der Titel lautet «Schwanengesang»...»

III

Plötzlich explodierte General MacArthur:

«Die ganze Sache ist absurd – absurd! Anschuldigungen auf diese Art herumzuschleudern! Wir müssen etwas tun. Dieser Bursche Owen, wer immer das ist –»

«Das ist es ja», unterbrach ihn Emily Brent. «Wer ist das überhaupt?»

Der Richter griff ein. Er sprach mit der Autorität, die ihm ein langes Leben im Gerichtssaal verliehen hatte:

«Genau das werden wir sehr sorgfältig untersuchen müssen. Ich würde vorschlagen, dass Sie zuerst einmal Ihre Frau zu Bett bringen, Rogers. Dann kommen Sie wieder hierher zurück.»

«Sehr wohl, Sir.»

«Ich helfe Ihnen dabei, Rogers», sagte Dr. Armstrong.

Auf die beiden Männer gestützt, wankte Mrs. Rogers aus dem Zimmer. Als sie gegangen waren, sagte Tony Marston:

«Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich könnte jetzt einen Drink brauchen.»

«Ganz meine Meinung», stimmte Lombard zu.

«Ich mach mich auf die Suche», verkündete Tony und verließ das Zimmer.

Schon bald war er wieder zurück. «Die habe ich alle draußen gefunden. Standen auf einem Tablett für uns bereit.»

Er setzte seine Last vorsichtig ab. Die nächsten Minuten vergingen mit dem Ausschlenken der Getränke. General MacArthur nahm einen steifen

Whisky und der Richter auch. Jeder hatte das Bedürfnis nach etwas Alkoholischem. Nur Emily Brent verlangte und bekam ein Glas Wasser.

Dr. Armstrong kam ins Zimmer zurück.

«Es geht ihr gut», berichtete er. «Ich habe ihr ein Beruhigungsmittel gegeben. Das war's dann. Jetzt könnte ich auch einen Drink brauchen.»

Einige der Männer füllten ein zweites Mal ihre Gläser. Kurz darauf kam auch Rogers wieder ins Zimmer.

Richter Wargrave nahm sich der Sache an, und der Raum wurde zu einem improvisierten Gerichtssaal.

«Also, Rogers», begann er. «Wir müssen der Sache auf den Grund gehen. Wer ist dieser Mr. Owen?»

Rogers starrte ihn an.

«Ihm gehört die Insel, Sir.»

«Diese Tatsache ist mir bewusst. Was mich interessiert, ist, zu erfahren, was Sie selbst über den Mann wissen.»

Rogers schüttelte den Kopf.

«Das kann ich nicht sagen, Sir. Ich habe ihn noch nie gesehen.»

Eine Welle der Unruhe schwappte durch den Raum.

«Sie haben ihn noch nie gesehen?», fragte General MacArthur. «Was meinen Sie damit?»

«Wir sind noch keine Woche hier, Sir, meine Frau und ich. Wir wurden per Brief gebucht, über eine Agentur. Die Regina-Agentur in Plymouth.»

Blore nickte. «Seriöses Unternehmen», sagte er.

«Haben Sie diesen Brief?», wollte Wargrave wissen.

«Den Einstellungsbrief? Nein, Sir. Ich habe ihn nicht aufgehoben.»

«Und weiter? Sie wurden also per Brief eingestellt, wenn ich Sie recht verstehe.»

«Ja, Sir. Wir sollten an einem bestimmten Tag ankommen. Und das haben wir getan. Alles hier war in Ordnung. Reichlich Lebensmittelvorräte, und alles war sehr ordentlich. Nur Staub gewischt musste werden, mehr nicht.»

«Und weiter?»

«Gar nichts, Sir. Wir bekamen Anweisungen – wieder per Brief –, um die Zimmer für eine Gesellschaft herzurichten. Und dann kam gestern mit der Nachmittagspost noch ein Brief von Mr. Owen. Darin stand, er und Mrs. Owen würden aufgehalten, und wir sollten unser Bestes tun, und der Brief enthielt Anweisungen bezüglich des Abendessens und des Kaffees und des Plattenspielers.»

«Diesen Brief haben Sie doch sicher noch», sagte Wargrave scharf.

«Ja, Sir. Ich hab ihn bei mir.»

Er zog ihn aus der Tasche. Der Richter nahm ihn entgegen.

«Hm», murmelte er. «Briefkopf Hotel Ritz und mit der Maschine geschrieben.»

Mit einer schnellen Bewegung war Blore an seiner Seite.

«Lassen Sie mich einen Blick darauf werfen.»

Er entwand den Brief der Hand des Richters und ließ seinen Blick darüber gleiten.

«Schreibmaschine Marke Coronation. Ziemlich neu – keine defekten Buchstaben», murmelte er. «Papier mit Wasserzeichen – die meistverbreitete Sorte. Damit werden Sie nichts anfangen können. Höchstens Fingerabdrücke, aber das bezweifle ich.»

Wargrave musterte ihn plötzlich mit besonderer Aufmerksamkeit.

Anthony Marston stand neben Blore und sah ihm über die Schulter.

«Hat einen mächtig ungewöhnlichen Vornamen», sagte er, «finden Sie nicht? Ulick Norman Owen. Ein richtiger Zungenbrecher.»

Der alte Richter entgegnete ein wenig verblüfft: «Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Mr. Marston. Sie haben meine Aufmerksamkeit auf einen seltsamen und interessanten Punkt gelenkt.»

Er sah sich in der Runde um und warf seinen Kopf wie eine wütende Schildkröte nach vorn:

«Ich glaube, es ist an der Zeit, unsere Informationen zu bündeln. Es wäre gut, wenn jetzt jeder von uns sämtliche Informationen, die er über die Besitzer dieses Hauses hat, offen legen würde.» Er hielt inne und fuhr dann fort: «Wir sind alle seine Gäste, und ich denke, es würde uns weiterbringen, wenn jeder von uns genau erklären könnte, wie es dazu kam.»

Einen Augenblick lang sagte niemand etwas, aber dann ergriff Emily Brent entschlossen das Wort.

«Das Ganze kommt mir wirklich sehr eigenartig vor», sagte sie. «Ich erhielt einen Brief mit einer Unterschrift, die nicht leicht zu lesen war. Es sah aus, als wäre der Brief von einer Frau, der ich vor zwei, drei Jahren in einem Urlaubsort begegnet bin. Ich hielt

den Namen für Ogden oder Oliver. Ich bin sowohl mit einer Mrs. Oliver als auch mit einer Miss Ogden bekannt. Aber ich bin sicher, dass ich niemals jemanden mit dem Namen Owen getroffen oder näher kennen gelernt habe.»

«Sie haben den Brief noch, Miss Brent?», fragte Richter Wargrave.

«Ja, ich hole ihn für Sie.»

Sie verließ den Raum und kehrte kurz darauf mit dem Brief zurück.

Der Richter las ihn.

«Ich glaube, langsam verstehe ich...», sagte er. «Miss Claythorne?»

Vera erklärte die Umstände ihrer Einstellung als Sekretärin.

«Marston?», fragte der Richter.

«Bekam ein Telegramm», erzählte Anthony. «Von einem Kumpel. Biber Berkeley. Wunderte mich die ganze Zeit, weil ich dachte, der alte Knabe wär nach Norwegen gegangen. Stand drin, ich sollte es mir hier gut gehen lassen.»

Wieder nickte Richter Wargrave.

«Dr. Armstrong?»

«Ich wurde beruflich verpflichtet.»

«Verstehe. Sie kannten die Familie vorher nicht?»

«Nein. Ein Kollege von mir wurde im Brief erwähnt.»

«Um es glaubwürdiger zu machen», stellte der Richter fest. «Ja, und der Kollege, vermute ich, hat zu Ihnen momentan keinen Kontakt.»

«Nun... ja, das stimmt.»

Lombard, der Blore die ganze Zeit angestarrt hatte, sagte plötzlich: «Also... Ich habe gerade an etwas gedacht.»

Der Richter hob die Hand. «Einen Moment →»

«Aber ich →»

«Wir werden eins nach dem anderen machen, Mr. Lombard. Und momentan erforschen wir die Gründe, die dazu geführt haben, dass wir heute Abend hier versammelt sind. General MacArthur?»

Der General zupfte an seinem Schnurrbart und stammelte: «Bekam einen Brief – von diesem Burschen Owen – stand drin, ein paar alte Kameraden von mir wären hier – sollte die informelle Einladung entschuldigen. Hab den Brief leider nicht verwahrt.»

«Mr. Lombard?», fragte der Richter.

Lombard hatte die ganze Zeit angestrengt überlegt. Sollte er mit der Wahrheit herausrücken oder nicht? Er traf eine Entscheidung.

«Genau das Gleiche», sagte er. «Eine Einladung mit der Erwähnung von ein paar Freunden – bin sofort darauf hereingefallen. Den Brief habe ich zerrissen.»

Richter Wargrave wandte seine Aufmerksamkeit Mr. Blore zu. Sein Zeigefinger strich über die Oberlippe, und seine Stimme war gefährlich höflich.

«Gerade hatten wir ein ziemlich beunruhigendes Erlebnis. Eine Stimme ohne Körper hat uns alle mit Namen angeredet und sehr genaue Anschuldigungen gegen uns vorgebracht. Wir werden uns zu gegebener Zeit diesen Anschuldigungen widmen. Im Augenblick interessiert mich noch eine Kleinigkeit. Unter

den genannten Namen war der eines William Henry Blore. Aber soweit wir wissen, gibt es niemanden mit diesem Namen unter uns. Der Name Davis wurde nicht erwähnt. Was sagen Sie dazu, Mr. Davis?»

«Scheint, als wär die Katze aus dem Sack», brummte Blore misstrauisch. «Ich gebe also besser zu, dass ich nicht Davis heiße.»

«Sie sind William Henry Blore?»

«Stimmt.»

«Ich möchte noch etwas hinzufügen», meldete Lombard sich. «Nicht nur, dass Sie hier unter falschem Namen auftreten, Mr. Blore, aber heute Abend habe ich auch herausgefunden, dass Sie ein erstklassiger Lügner sind. Sie behaupten, aus Natal, Südafrika, zu stammen. Ich kenne Südafrika und Natal, und ich bin bereit zu schwören, dass Sie im Leben noch nicht Ihren Fuß auf südafrikanischen Boden gesetzt haben.»

Alle Augen richteten sich auf Blore. Wütende, misstrauische Augen. Anthony Marston trat einen Schritt näher an ihn heran. Seine Hände waren zu Fäusten geballt.

«Sie Schwein», zischte er. «Wie wär's mit einer Erklärung.»

Blore warf den Kopf zurück und reckte sein viereckiges Kinn.

«Gentlemen, Sie haben einen falschen Eindruck von mir», verteidigte er sich. «Ich habe Leumundszeugnisse, und die können Sie sehen. Ich bin ehemaliger Kriminalbeamter und betreibe in Plymouth eine Detektivagentur. Auf den Job hier wurde ich angesetzt.»

«Von wem?», fragte Richter Wargrave.

«Diesem Owen. Legte einen fetten Scheck für meine Auslagen bei und informierte mich über das, was er getan haben wollte. Ich sollte mich der Gesellschaft anschließen und als Gast ausgeben. Ich habe Ihre Namen erhalten, und ich sollte Sie alle beobachten.»

«Aus welchem Grund?»

«Mrs. Owens Schmuck.» Blore klang verbittert. «Mrs. Owen, heilige Hacke! Ich glaube nicht, dass es so eine Person überhaupt gibt.»

Wieder strich der Zeigefinger des Richters über seine Lippen, dieses Mal sichtlich zufrieden.

«Ihre Schlussfolgerungen sind, glaube ich, gerechtfertigt», sagte er. «Ulick Norman Owen! In Miss Brents Brief sind die Vornamen ziemlich deutlich – Una Nancy –, obwohl der Nachname ein ziemliches Gekritzelt ist. In beiden Fällen handelt es sich um die gleichen Anfangsbuchstaben. Ulick Norman Owen – Una Nancy Owen – das heißt jedes Mal U. N. Owen.

Oder mit ein wenig Fantasie Unknown! Unbekannt!»

«Aber das ist ja grotesk», meinte Vera. «Verrückt!» Der Richter nickte sanft.

«Oh ja», stimmte er zu. «Ich habe keinerlei Zweifel, dass wir von einem Verrückten hierher eingeladen worden sind – wahrscheinlich von einem gefährlichen, mörderischen Irren.»

Viertes Kapitel

I

Ein Moment lang war es still. Eine Stille des Entsetzens und der Verwirrung. Dann nahm der Richter mit seiner klaren Stimme den Faden wieder auf.

«Wir werden jetzt zum nächsten Stadium unserer Untersuchung schreiten. Zunächst möchte ich nachtragen, wie es zu meiner Einladung kam.»

Er zog einen Brief aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch.

«Der kommt angeblich von einer alten Freundin, Lady Constance Culmington. Ich habe sie schon einige Jahre nicht mehr gesehen. Sie ging in den Osten. Es ist genau die Art von unzusammenhängendem Brief, den sie schreiben würde. Sie fordert mich auf, sie hier zu treffen, und erwähnt nur in äußerst vager Weise den Gastgeber und seine Frau. Dieselbe Vorgehensweise wie gehabt, werden Sie feststellen. Ich erwähne es nur, weil es zu den anderen Indizien passt – aus all dem ergibt sich ein interessanter Punkt. Wer immer uns hierher gelockt hat, dieser Mensch weiß alles über uns oder hat sich die Mühe gemacht, eine Menge über uns herauszufinden. Wer er auch sein mag, er weiß von meiner Freundschaft

mit Lady Constance und ist mit ihrem Stil des Briefeschreibens vertraut. Er weiß etwas über Dr. Armstrongs Kollegen und wo sie sich zurzeit aufhalten. Er kennt den Spitznamen von Mr. Marstons Freund und ist im Bilde über die Art von Telegramm, die er verschickt. Er weiß genau, wo Miss Brent vor zwei Jahren ihre Ferien verbrachte und wen sie dort traf. Und er weiß alles über General MacArthurs alte Kameraden.»

Er hielt inne. Dann sagte er: «Er weiß eine Menge, wie Sie sehen. Und aus seiner Kenntnis über uns hat er ganz spezielle Anschuldigungen erhoben.»

Augenblicklich redeten alle drauflos.

«Alles Lügen! Verleumdung!», empörte sich General MacArthur.

«Das ist gemein!», rief Vera und schnappte nach Luft. «Bösartig!»

«Eine Lüge», sagte Rogers mit rauer Stimme. «Eine schlimme Lüge... wir haben niemals – keiner von uns...»

«Weiß nicht, was dieser verdammte Narr sich dabei gedacht hat», knurrte Anthony Marston.

Die erhobene Hand von Richter Wargrave ließ die aufgeregten Stimmen verstummen.

Er wählte seine Worte mit Sorgfalt:

«Ich möchte noch Folgendes hinzufügen: Unser unbekannter Freund beschuldigt mich des Mordes an einem gewissen Edward Seton. Ich kann mich sehr gut an Seton erinnern. Ich hatte über ihn in einem Prozess im Juni des Jahres 1930 zu richten. Er war des Mordes an einer älteren Frau angeklagt. Er wurde äußerst kompetent verteidigt und machte im Zeu-

genstand einen guten Eindruck auf die Geschworenen. Trotzdem war er nach Lage der Indizien zweifelsfrei schuldig. Ich plädierte entsprechend, und das Urteil der Geschworenen lautete schuldig. Ich folgte ihrem Urteil und verhängte die Todesstrafe. Wegen angeblicher Beeinflussung der Geschworenen wurde Berufung eingelegt. Die Berufung wurde abgelehnt, und der Mann wurde hingerichtet. Ich möchte vor Ihnen allen sagen, dass mein Gewissen in dieser Angelegenheit vollkommen rein ist. Ich tat meine Pflicht und mehr nicht. Ich fällte einen Urteilsspruch über einen rechtmäßig überführten Mörder.»

Jetzt erinnerte Armstrong sich. Der Fall Seton! Das Urteil war eine totale Überraschung. Er hatte an einem der Prozess tage Kronanwalt Matthews getroffen. Matthews war zuversichtlich gewesen. «Das Urteil ist glasklar, der Freispruch so gut wie sicher.» Nach dem Urteil hatte er dann gehört. «Der Richter war gegen ihn. Drehte die Geschworenen total um, und sie sprachen ihn schuldig. Völlig legal alles. Der alte Wargrave kennt das Gesetzbuch. Es war fast, als hätte er eine Privatfehde mit dem Burschen.»

All diese Erinnerungsfetzen jagten durch den Kopf des Arztes. Bevor er darüber nachdachte, wie sinnvoll die Frage war, fragte Armstrong spontan:

«Kannten Sie Seton? Ich meine vor dem Fall.»

Die verhangenen Reptilaugen trafen sich mit seinen. Mit klarer, kalter Stimme antwortete der Richter:

«Ich kannte Seton vorher nicht.»

Armstrong sagte sich:

«Der Mann lügt. Ich weiß, dass er lügt.»

II

Vera Claythorne sprach mit zitternder Stimme.

«Ich würde Ihnen gern etwas erzählen. Von diesem Kind – Cyril Hamilton. Ich war sein Kindermädchen. Es war ihm verboten worden, weit hinauszuschwimmen. Eines Tages, als ich einmal kurz abgelenkt war, schwamm er los. Ich schwamm ihm nach... Ich konnte nicht rechtzeitig bei ihm sein... Es war schrecklich... Aber es war nicht meine Schuld. Bei der Verhandlung zur Feststellung der Todesursache wurde ich freigesprochen. Und seine Mutter – sie war so freundlich. Wenn selbst sie mir keine Schuld gab, warum sollte – warum sollte dann etwas so Furchtbares behauptet werden? Es ist nicht fair – nicht fair...»

Sie brach zusammen und weinte bitterlich.

General MacArthur klopfte ihr auf die Schulter.

«Aber, aber, meine Liebe. Natürlich ist das nicht wahr. Der Bursche ist ein Verrückter. Ein Verrückter! Der hat eine Schraube locker. Hat alles völlig in die falsche Kehle gekriegt.» Er stand aufrecht da und straffte seine Schultern. Dann schimpfte er los:

«Am besten, man geht auf so etwas gar nicht ein. Dennoch muss ich es sagen – kein Funken Wahrheit in dem, was er über – über den jungen Arthur Richmond gesagt hat. Richmond war einer meiner Offiziere. Ich schickte ihn mit einem Spähtrupp aus. Er wurde getötet. Eine natürliche Folge der Ereignisse im Krieg. Möchte mich auch verwahren gegen die Verleumdung meiner Frau. Die beste Frau der Welt. Wirklich. Man kann sich keine bessere vorstellen!»

General MacArthur setzte sich. Seine zitternde Hand zog am Schnurrbart. Das Reden hatte ihn einige Anstrengung gekostet.

Lombard ergriff das Wort. Seine Augen funkelten amüsiert.

«Was die Eingeborenen angeht –»

«Was ist mit ihnen?», wollte Marston wissen.

Philip Lombard grinste.

«Die Geschichte stimmt. Ich hab sie ihrem Schicksal überlassen. Selbsterhaltungstrieb. Wir hatten uns im Busch verlaufen. Ich und noch ein paar andere Männer nahmen uns, was es an Nahrung gab, und setzten uns ab.»

«Sie haben Ihre Männer aufgegeben?», empörte sich General MacArthur. «Haben sie dem Hungertod überlassen?»

«Nicht die Tat eines edlen Ritters», gab Lombard zu. «Das stimmt. Aber Selbsterhaltung ist die erste Mannespflicht. Und Eingeborenen macht es nicht viel aus zu sterben, wissen Sie. Die sehen das nicht so wie wir Europäer.»

Vera hob ihr Gesicht aus den Händen. Sie starrte ihn an: «Sie haben sie – dem Tod überlassen.»

Lombard antwortete: «Ich habe sie dem Tod überlassen.»

Seine amüsierten Augen trafen auf ihre entsetzten.

Anthony Marston sagte mit langsamer, verwunderter Stimme: «Ich hab gerade daran gedacht – an John und Lucy Combes. Das müssen die beiden Kinder gewesen sein, die ich bei Cambridge überfahren habe. Das war verfluchtes Pech.»

«Für die Kinder oder für Sie?», fragte Richter Wargrave mit beißender Stimme.

«Ich dachte, für mich», gab Anthony zu. «Aber natürlich haben Sie Recht, es war verdammt Pech für die Kinder. Aber es war ein Unfall. Sie kamen aus dem Haus gerannt, eins hinter dem anderen. Ich hatte ein Jahr lang keinen Führerschein. Verdammt lästig.»

«Dieses Rasen sollte man verbieten», empörte sich Dr. Armstrong. «Einfach verbieten. Junge Männer wie Sie sind eine Gefahr für die Gesellschaft.»

Anthony zuckte die Schultern.

«Die Geschwindigkeit wird bleiben. Aber englische Straßen sind natürlich das Letzte. Auf denen kann man überhaupt kein ordentliches Tempo machen.»

Er sah sich suchend nach seinem Glas um, griff es sich vom Tisch, ging hinüber zur Anrichte und nahm sich noch einen Whisky mit Soda. Über die Schulter sagte er:

«Es war nicht meine Schuld. Es war ein Unfall, mehr nicht!»

III

Der Butler, Rogers, hatte seine Lippen befeuchtet und die Hände ineinander verkrampft. Jetzt sprach er mit tiefer, ehrerbietiger Stimme:

«Wenn ich etwas sagen dürfte, Sir.»

«Nur zu, Rogers», ermunterte Lombard ihn.

Rogers räusperte sich und strich mit der Zunge ein weiteres Mal über seine trockenen Lippen.

«Sir. Es war die Rede von mir und Mrs. Rogers. Und von Miss Brady. Kein Wort davon ist wahr, Sir. Meine Frau und ich waren bei Miss Brady, bis sie starb. Sie war immer schon bei schlechter Gesundheit, Sir, von Anfang an, seit wir zu ihr kamen. Und es war Sturm, Sir, in jener Nacht – die Nacht, wo es ihr schlecht ging. Das Telefon funktionierte nicht. Wir konnten für sie nicht den Doktor rufen. Ich bin zu ihm gelaufen, zu Fuß. Aber er kam zu spät. Wir haben alles Menschenmögliche für sie getan, Sir. Wir waren ihr treu ergeben. Jeder wird Ihnen das Gleiche erzählen. Niemand hat ein böses Wort über uns gesagt. Nicht eins.»

Lombard betrachtete nachdenklich das zuckende Gesicht des Mannes, seine trockenen Lippen, die Furcht in seinen Augen. Er erinnerte sich an das Krachen des fallenden Kaffeetabletts und dachte: «Oje», aber er sagte nichts.

Blore ergriff das Wort, grob und wichtigtuerisch, wie es seine Art war.

«Ist doch wohl ein bisschen was für Sie rausgesprungen bei ihrem Tod, oder?»

Rogers' Figur straffte sich. Er sagte steif:

«Miss Brady hinterließ uns eine Erbschaft als Anerkennung für unsere treuen Dienste. Warum auch nicht, frage ich Sie?»

«Wie steht's denn mit Ihnen, Mr. Blore?», fragte Lombard.

«Wie soll's mit mir stehen?»

«Ihr Name stand auch auf der Liste.»

Blore verfärbte sich rot.

«Londor, meinen Sie? Das war der Bankraub – die Londoner Handelsbank.»

Richter Wargrave fuhr hoch: «Ich war nicht mit dem Fall betraut, aber ich erinnere mich. Londor wurde auf Grund Ihrer Aussage verurteilt. Sie waren der für den Fall zuständige Polizeibeamte?»

«Das war ich», bestätigte Blore.

«Londor wurde zu lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt und starb ein Jahr später in Dartmoor. Er war ein schwächtiger Mann.»

«Er war ein Verbrecher», knurrte Blore. «Er hat in der Nacht damals den Nachtwächter umgebracht. Der Fall gegen ihn war ganz klar.»

«Wenn ich mich recht erinnere», fuhr Richter Wargrave langsam fort, «dann wurden Sie wegen Ihrer kompetenten Handhabung des Falles belobigt.»

«Ich bekam meine Beförderung», gab Blore mürrisch zu.

Mit belegter Stimme fügte er hinzu: «Ich habe nur meine Pflicht getan.»

Lombard lachte – ein plötzliches, schepperndes Lachen.

«Was für ein pflichtbewusster, gesetzestreuer Haufen wir doch alle sind. Bis auf mich. Was ist mit Ihnen, Doktor – und mit Ihrem kleinen Kunstfehler? Die Operation war illegal. Oder?»

Emily Brent sah ihn mit ausgesprochenem Missfallen an und rückte ein wenig von ihm ab.

Dr. Armstrong, ganz Herr seiner selbst, schüttelte ungerührt den Kopf.

«Ich verstehe das Ganze nicht. Der Name sagt mir nichts, damals nicht und heute auch nicht. Wie war er noch – Clees? Close? Ich kann mich wirklich nicht erinnern, eine Patientin dieses Namens behandelt oder irgendetwas mit ihrem Tod zu tun gehabt zu haben. Die Sache ist mir schleierhaft. Es ist ja auch schon lange her. Vielleicht war es einer meiner OP-Fälle. Viele der Leute da kamen zu spät zu uns. Und wenn dann der Patient stirbt, ist es immer die Schuld des Arztes, der ihn operiert hat.»

Er seufzte und schüttelte den Kopf.

Im Stillen dachte er: «Betrunken – so war das – betrunken... Und ich habe operiert! Mit den Nerven am Ende – die Hände haben gezittert. Ja, ich habe sie getötet. Ein armes Luder – eine ältere Frau – eine einfache Sache, wenn ich nüchtern gewesen wäre. Mein Glück, dass es in unserem Beruf noch Standesehre gibt. Die Schwester wusste natürlich Bescheid – aber sie hat den Mund gehalten. Mein Gott, das war ein Schock! Hat mich aufgerüttelt. Aber wer kann davon wissen nach all den Jahren?»

IV

Stille füllte den Raum. Jeder sah offen oder versteckt Emily Brent an. Es dauerte ein, zwei Minuten, bis sie merkte, was man von ihr erwartete. Ihre Augenbrauen hoben sich auf der niedrigen Stirn.

«Warten Sie darauf, dass ich etwas sage? Ich habe nichts zu sagen.»

«Gar nichts, Miss Brent?», hakte der Richter nach.

«Nichts.»

Ihre Lippen schlossen sich fest.

Der Richter strich über sein Gesicht. «Sie stellen Ihre Verteidigung zurück?», fragte er milde.

«Es geht um keine Verteidigung», konterte Miss Brent kühl. «Ich habe immer in Übereinstimmung mit den Geboten meines Gewissens gehandelt. Es gibt nichts, was ich mir vorwerfen könnte.»

Enttäuschte Erwartungen standen im Raum. Aber Emily Brent war niemand, der sich von der öffentlichen Meinung ins Wanken bringen ließ. Unnachgiebig saß sie da.

Der Richter räusperte sich ein- oder zweimal. Dann sagte er:

«Unsere Untersuchung wird an dieser Stelle unterbrochen. Rogers, wer außer uns und Ihnen und Ihrer Frau befindet sich auf dieser Insel?»

«Niemand, Sir. Überhaupt niemand.»

«Sind Sie sicher?»

«Ganz sicher, Sir.»

Wargrave fuhr fort: «Mir ist noch nicht klar, welches Ziel unser unbekannter Gastgeber damit verfolgt, uns alle hier zu versammeln. Aber meiner Meinung nach ist diese Person, wer immer sie sein mag, nicht normal im allgemein üblichen Sinn des Wortes. Vielleicht ist sie gefährlich. Ich denke, wir sollten diesen Ort hier so schnell wie möglich verlassen. Ich schlage vor, wir verlassen die Insel noch heute Abend.»

«Entschuldigen Sie, Sir», sagte Rogers, «aber es gibt kein Boot auf der Insel.»

«Kein einziges Boot?»

«Nein, Sir.»

«Und wie halten Sie Verbindung zum Festland?»

«Fred Narracott, Sir. Er kommt jeden Morgen rüber und bringt das Brot und die Milch und die Post, und er nimmt die Bestellungen auf.»

«Dann wäre es meiner Meinung nach das Beste», entschied Richter Wargrave, «wenn wir alle morgen Früh abfahren, sobald Narracotts Boot eintrifft.»

Alle stimmten im Chor zu. Bis auf eine abweichende Stimme. Anthony Marston teilte die Meinung der Mehrheit nicht.

«Etwas unsportlich, oder?», sagte er. «Wir sollten das Geheimnis ausschnüffeln, bevor wir gehen. Das Ganze ist wie ein Krimi. Absolut spannend.»

«In meinem Alter habe ich keinen Bedarf an einem Krimi», wie Sie das nennen», bemerkte der Richter bissig.

Anthony grinste.

«Der Gesetzeskram macht engstirnig. Ich bin für das Verbrechen. Darauf trinke ich.»

Er griff nach seinem Glas und leerte es in einem Schluck.

Zu schnell, vielleicht. Er würgte, würgte verzweifelt. Sein Gesicht verzerrte sich, wurde puterrot. Er schnappte nach Luft – dann glitt er von seinem Stuhl, und das Glas fiel ihm aus der Hand.

Fünftes Kapitel

I

Es geschah so plötzlich und unerwartet, dass jeder den Atem anhielt. Sie saßen da, starrten ungläubig auf die zusammengesunkene Gestalt am Boden.

Dann sprang Dr. Armstrong auf, lief zu ihm und kniete sich neben ihn. Als er den Kopf wieder hob, sprach Verwirrung aus seinen Augen.

Zutiefst erschrocken flüsterte er:

«Mein Gott! Er ist tot.»

Sie konnten es nicht fassen. Nicht sofort.

Tot? Tot? Dieser junge nordische Gott voll Saft und Kraft in der Blüte seines Lebens. In einem einzigen Augenblick dahingemäht. Gesunde junge Männer starben nicht, weil sie sich an einem Whisky mit Soda verschluckten...

Nein, sie konnten es nicht fassen.

Dr. Armstrong besah sich aufmerksam das Gesicht des toten Mannes. Er roch an den blauen, verkrampften Lippen. Dann nahm er das Glas, aus dem Anthony Marston getrunken hatte, in die Hand.

«Tot?», staunte General MacArthur. «Heißt das, der Bursche verschluckte sich – und starb?»

«Sie können es Verschlucken nennen, wenn Sie wollen», sagte der Arzt. «Er starb an Ersticken, so viel ist klar.»

Er schnupperte am Glas. Dann tauchte er einen Finger in die Flüssigkeitsreste auf dem Boden des Glases und leckte vorsichtig mit der Zungenspitze daran.

Er verzog das Gesicht.

«Ich wusste nicht, dass ein Mensch so sterben kann», wunderte sich General MacArthur. «An einem Hustenanfall.»

Emily Brent zitierte mit klarer Stimme:

«Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen.»

Dr. Armstrong erhob sich.

«Nein, ein Mann stirbt nicht an einem Hustenanfall», sagte er schroff. «Marstons Tod war nicht das, was wir einen natürlichen Tod nennen.»

«War da – etwas – in seinem Whisky?», fragte Vera leise.

Armstrong nickte.

«Ja. Keine Ahnung, was genau. Alles deutet auf eines der Zyanidgifte hin. Kein ausgeprägter Geruch von Blausäure, wahrscheinlich Zyankali. Das wirkt ziemlich schnell.»

«Es war in seinem Glas?», fragte der Richter scharf.

«Ja.»

Der Arzt schritt zu dem Tisch, wo die Getränke standen. Er entfernte den Verschluss der Whiskyflasche, roch und probierte. Danach probierte er das Sodawasser. Er schüttelte den Kopf.

«Die sind beide in Ordnung.»

«Sie meinen, er muss selbst das Zeug in sein Glas getan haben?», fragte Lombard.

Armstrong nickte mit einem merkwürdig unzufriedenen Ausdruck im Gesicht.

«Sieht so aus.»

«Selbstmord? Wie?», schnaubte Blore. «Verdammt komisch.»

«Ich hätte nie gedacht, dass er sich umbringen würde», sagte Vera langsam. «Er war so lebendig. Er hatte – so viel Spaß! Als er heute Abend in seinem Auto den Hügel herunterkam, da sah er so – er sah so –, ich kann das nicht erklären!»

Aber alle wussten, was sie meinte. Anthony Marston in der Blüte seiner Jugend und Männlichkeit war ihnen wie ein Wesen erschienen, das unsterblich war. Und jetzt lag er zusammengesunken und zerstört auf dem Boden.

«Gibt es noch eine andere Möglichkeit, außer Selbstmord?», fragte Dr. Armstrong.

Jeder schüttelte einzeln den Kopf. Es konnte keine andere Erklärung geben. Keiner hatte sich an den Getränken zu schaffen gemacht. Sie hatten alle gesehen, wie Anthony Marston dorthin gelaufen war und sich bedient hatte. Daraus folgte, dass jegliches Gift von Anthony Marston selbst in das Getränk hineingetan worden sein musste.

Und doch – warum sollte Anthony Marston Selbstmord begehen?

«Wissen Sie, Doktor», meinte Blore nachdenklich. «Das kommt mir alles nicht richtig vor. Marston war doch gar kein Typ für einen Selbstmord.»

Armstrong antwortete:

«Ich bin da ganz Ihrer Meinung.»

II

Sie hatten es dabei belassen. Was gab es noch zu sagen?

Armstrong und Lombard hatten den leblosen Körper von Anthony Marston in sein Zimmer getragen und ihn aufs Bett gelegt und mit einem Laken bedeckt.

Als sie wieder nach unten kamen, standen die anderen in einer Gruppe beisammen. Sie fröstelten ein wenig, obwohl die Nacht nicht kalt war.

«Wir gehen besser zu Bett», schlug Emily Brent vor. «Es ist spät.»

Es war nach zwölf. Der Vorschlag war weise – und doch zögerte jeder. Es war, als brauchten sie zur Beruhigung die Gegenwart der anderen.

«Wir können den Schlaf brauchen», bestätigte der Richter.

Rogers meldete sich zu Wort: «Ich habe noch nicht aufgeräumt – im Esszimmer.»

«Machen Sie das am Morgen», erwiderte Lombard kurz angebunden.

«Ist mit Ihrer Frau alles in Ordnung?», erkundigte sich Armstrong.

«Ich werde nach ihr schauen, Sir.»

Kurz darauf kam er zurück. «Sie schläft, Sir. Ganz fest.»

«Gut», sagte der Arzt. «Stören Sie sie nicht.»

«Nein, Sir. Ich werde nur noch im Esszimmer nach dem Rechten sehen und sichergehen, dass alles abgeschlossen ist, dann komme ich auch.»

Er lief durch die Eingangshalle zum Esszimmer.

Die anderen gingen nach oben, eine langsame, unwillige Prozession.

Wenn dies ein altes Haus gewesen wäre, mit knarrendem Holz und dunklen Schatten und mit schweren, holzvertäfelten Wänden, dann hätte es ein ungemütliches Gefühl aus lösen können. Aber dieses Haus war der Inbegriff der Moderne. Es gab keine dunklen Ecken, keine Wandverkleidungen, die zur Seite glitten, alles war von elektrischem Licht durchflutet, alles war neu und hell und glänzend. In diesem Haus war nichts versteckt, nichts verborgen. Es hatte keine Atmosphäre.

Und doch war das das Furchterregendste überhaupt...

Auf dem oberen Treppenabsatz tauschten sie gute Wünsche für die Nacht. Jeder ging in sein Zimmer, und jeder von ihnen verriegelte automatisch und fast ohne sich dessen bewusst zu werden die Tür...

III

In seinem angenehm warm getönten Zimmer zog Richter Wargrave die Kleidung aus und machte sich für die Nacht fertig.

Er dachte an Edward Seton.

Er erinnerte sich sehr wohl an Seton. Seine Haare, seine blauen Augen, die Art, wie er ihm direkt ins Gesicht gesehen hatte, mit einem gewinnenden Ausdruck von Ehrlichkeit. Deshalb hatte er einen so guten Eindruck auf die Geschworenen gemacht.

Llewellyn, der Staatsanwalt, hatte es so ziemlich vermessen. Er war zu heftig gewesen, hatte versucht, zu viel zu beweisen.

Matthews hingegen, der Verteidiger, war gut. Seine Punkte hatten gesessen. Seine Kreuzverhöre waren tödlich. Wie er seinen Mandanten im Zeugenstand vorgeführt hatte, war meisterhaft.

Und Seton hatte die Feuerprobe des Kreuzverhörs gut überstanden. Er hatte sich nicht aufgeregt, nicht überreagiert. Die Geschworenen waren beeindruckt. Matthews hatte bestimmt gedacht, die Schlacht sei schon gewonnen.

Der Richter zog seine Uhr sorgfältig auf und legte sie neben das Bett.

Er wusste noch genau, wie er sich gefühlt hatte, als er damals dasaß – wie er zuhörte, Notizen machte, alles einordnete, jedes Beweisstück auflistete, das gegen den Gefangenen sprach.

Er hatte den Fall genossen! Matthews' Schlussplädoyer war erstklassig gewesen. Llewellyn, der nach ihm drankam, war es nicht gelungen, den guten Eindruck zu zerstören, den der Verteidiger hinterlassen hatte.

Und dann war sein eigenes Plädoyer an der Reihe...

Vorsichtig entfernte Richter Wargrave seine falschen Zähne und ließ sie in ein Wasserglas fallen. Die geschrumpften Lippen fielen zusammen. Jetzt sah der Mund grausam aus, grausam wie der eines Raubtiers.

Der Richter schloss seine Augen und lächelte.

Er hatte Seton so richtig weich gekocht.

Mit einem leichten Grunzen wegen seines Rheumas kletterte er ins Bett und machte das Licht aus.

IV

Unten im Esszimmer stand Rogers und rätselte.

Er starrte auf die Porzellanfiguren in der Mitte des Tisches und murmelte:

«Das ist ja komisch! Ich hätte schwören können, dass da zehn von ihnen standen.»

V

General MacArthur wälzte sich von einer Seite auf die andere. Der Schlaf wollte nicht zu ihm kommen. In der Dunkelheit sah er wieder und wieder Arthur Richmonds Gesicht.

Er hatte Arthur gemocht – er hatte ihn verdammt gern gehabt. Er war froh gewesen, dass Leslie ihn ebenfalls mochte.

Leslie war so anspruchsvoll. Über die meisten Jungen rümpfte Leslie die Nase und fand, dass sie langweilig waren. «Langweilig!» Einfach so. Aber Arthur Richmond hatte sie nicht langweilig gefunden. Von Anfang an waren sie gut miteinander ausgekommen. Sie hatten zusammen über Theaterstücke geredet und über Musik und Filme. Sie hatte ihn aufgezogen, sich über ihn lustig gemacht, ihn auf den Arm genommen. Und er, MacArthur, war entzückt von dem Gedanken gewesen, dass Leslie ein mütterliches Interesse an dem Jungen hatte. Mütterlich! Er war ein Narr gewesen, nicht daran zu denken, dass Richmond achtundzwanzig war und Leslie neunundzwanzig.

Er hatte Leslie geliebt. Jetzt sah er sie vor sich. Ihr herzförmiges Gesicht und ihre lachenden, tiefgrauen Augen, und die braun gelockte Fülle ihrer Haare. Er hatte Leslie geliebt, und er hatte ihr absolut vertraut. In Frankreich da draußen, inmitten dieser Hölle, hatte er gesessen und an sie gedacht, ihr Foto aus der Brusttasche seiner Uniformjacke genommen. Und dann – hatte er es herausgefunden! Es war genauso gekommen, wie die Dinge in Büchern geschehen. Der Brief im falschen Umschlag. Sie hatte ihnen beiden geschrieben, und sie hatte den Brief an Richmond in den Umschlag gesteckt, der an ihren Ehemann adressiert war. Sogar jetzt noch, Jahre danach, spürte er den Schock – den Schmerz... Gott, hatte es geschmerzt!

Und die Sache war schon eine Weile gelaufen. Der Brief machte das klar. Wochenenden! Richmonds letzter Heimaturlaub... Leslie – Leslie und Arthur!

Verdammt sei der Kerl. Verdammt sein lachendes Gesicht, sein knappes «Yes, Sir». Ein Lügner und Heuchler! Stiehlt einem anderen Mann die Frau! Sie hatte sich langsam angesammelt – jene kalte, mörderische Wut. Er hatte versucht, sich im Umgang mit Richmond nichts anmerken zu lassen. Es war ihm gelungen, so weiterzumachen wie vorher – nichts zu zeigen. Er hatte versucht, sich Richmond gegenüber so wie immer zu verhalten. War ihm das gelungen? Er glaubte, ja. Richmond hatte keinen Verdacht geschöpft. Gründe für wechselhafte Launen gab es da draußen mehr als genug, wo die Nerven der Männer immer wieder unter dem Druck der Ereignisse rissen.

Nur der junge Armitage hatte ihn das ein oder andere Mal seltsam angesehen. Ein ganz junger Bursche, aber er bekam viel mit, der Junge.

Armitage hatte vielleicht einen Verdacht – als die Zeit kam.

Er hatte Richmond bewusst in den Tod geschickt. Nur ein Wunder hätte ihn da unverletzt durchgebracht. Dieses Wunder geschah nicht. Ja, er hatte Richmond in den Tod geschickt, und es tat ihm nicht Leid. Es war ganz einfach gewesen. Fehler wurden am laufenden Band gemacht, Offiziere ohne Grund in den Tod geschickt. Es herrschte Verwirrung dort, Chaos. Die Leute sagten hinterher vielleicht: «Der alte MacArthur hat ein wenig die Nerven verloren, einen kolossalen Fehler gemacht, einige seiner besten Männer geopfert.» Mehr konnten sie nicht sagen.

Aber der junge Armitage war anders. Er hatte seinen Kompaniechef so seltsam angeschaut. Er hatte vielleicht gewusst, dass Richmond absichtlich in den Tod geschickt worden war.

(Als der Krieg vorbei war – hatte Armitage da geredet?)

Leslie hatte nichts gewusst. Leslie hatte um ihren Geliebten geweint (das vermutete er), aber sie weinte nicht mehr, als er zurück nach England kam. Er hatte ihr nie erzählt, dass er sie ertappt hatte. Sie waren zusammengeblieben – nur, dass sie jetzt seltsam abwesend schien. Und dann hatte sie drei oder vier Jahre später eine Lungenentzündung bekommen und war gestorben.

Das war lange her. Fünfzehn – sechzehn Jahre?

Er hatte die Armee verlassen und war nach Devon gezogen, um hier zu leben – hatte sich die Art von kleinem Anwesen gekauft, die er immer schon haben wollte. Nette Nachbarn – ein angenehmer Teil der Welt. Gelegenheit zum Jagen und Fischen. Er war an den Sonntagen in die Kirche gegangen. (Aber nicht an dem Tag, an dem vorgelesen wurde, wie David Uriah auf das Schlachtfeld schickte. Das konnte er nicht ertragen. Gab ihm ein unbehagliches Gefühl.)

Jeder war sehr freundlich zu ihm gewesen. Das heißt, am Anfang. Später hatte er so ein unangenehmes Gefühl, dass die Leute hinter seinem Rücken über ihn redeten. Sie sahen ihn irgendwie anders an. Als ob sie etwas gehört hätten – irgendein verlogenes Gerücht...

(Armitage? Wie, wenn Armitage geredet hatte?)

Er hatte danach Menschen gemieden – sich in sich selbst zurückgezogen. Ein unangenehmes Gefühl, wenn die Leute über einen redeten.

Und alles war schon so lange her. So – so sinnlos heute. Leslie war in den Hintergrund getreten und verblasst und Arthur Richmond auch. Nichts von dem, was geschehen war, schien noch eine Bedeutung zu haben.

Aber es machte das Leben einsam. Er hatte sich angewöhnt, seine alten Armeefreunde zu meiden.

(Wenn Armitage geredet hatte, würden sie alles wissen.)

Und jetzt – heute Abend – hatte eine versteckte Stimme diese ganze versteckte Geschichte herausposaunt.

War er damit richtig umgegangen? Hatte er Haltung bewahrt? Das richtige Maß an Gefühl gezeigt – Entrüstung, Abscheu – aber keine Schuld, kein Unbehagen? Schwer zu sagen.

Keiner konnte die Anschuldigung ernst genommen haben, oder? Es hatte einen Wust weiterer Anschuldigungen gegeben, allesamt abwegig... Diese reizende junge Person – die Stimme hatte sie beschuldigt, ein Kind ertränkt zu haben. Idiotisch! Irgendein Verrückter, der mit Anschuldigungen um sich warf!

Emily Brent, die auch – dabei war sie die Nichte des alten Tom Brent aus dem Regiment. Die Stimme hatte sie des Mordes beschuldigt! Dabei konnte jeder Einäugige sehen, dass die Frau so fromm wie nur irgend möglich war – die Sorte, die mit Pfaffen verkehrte.

Die ganze Sache war verrückt! Verrückt, nichts als verrückt.

Seitdem sie hierher gekommen waren – wann war das? Verdammt, das war erst an diesem Nachmittag. Es schien ein ganzes Ende länger.

Er dachte: «Ich würde gern wissen, wann wir von hier wieder wegkommen.»

Morgen natürlich, wenn das Motorboot vom Festland kam.

Seltsam, in diesem Augenblick wollte er gar nicht weg von der Insel... zurück zum Festland, zurück in sein kleines Haus, zurück zu allen Problemen und Sorgen. Durch das offene Fenster konnte er die Wellen hören, die sich an den Felsen brachen – ein wenig lauter als früher am Abend. Auch der Wind erhob sich jetzt.

«Ein friedliches Geräusch», dachte er. «Ein friedlicher Ort...»

Er dachte: «Das Beste an einer Insel, bist du erst einmal da, ist – dass du nicht weiter kannst... du kommst an das Ende der Dinge...»

Plötzlich wusste er, dass er die Insel gar nicht verlassen wollte.

VI

Vera Claythorne lag hellwach in ihrem Bett und starrte an die Decke.

Neben ihr brannte das Licht. Sie hatte Angst vor der Dunkelheit.

«Hugo... Hugo...», dachte sie gerade. «Warum fühle ich, dass du mir heute Abend so nah bist?... Irgendwo ganz in der Nähe...»

«Wo ist er wirklich? Ich weiß es nicht. Ich werde es nie wissen. Er ging einfach weg – weg aus meinem Leben.»

Es nutzte nichts, nicht an Hugo denken zu wollen. Er war ihr nah. Sie musste an ihn denken – zurückdenken...

Cornwall...

Die schwarzen Felsen, der weiche gelbe Sand. Mrs. Hamilton, stämmig und gut gelaunt. Und Cyril, immer ein wenig quengelig, an ihrer Hand zerrend.

«Ich will zum Felsen schwimmen, Miss Claythorne. Warum kann ich nicht raus zum Felsen schwimmen?»

Und sie sah hoch – traf auf Hugos Augen, die sie beobachteten.

Die Abende, als Cyril längst im Bett lag...

«Wie wär's mit einem kleinen Spaziergang, Miss Claythorne?»

«Was für eine gute Idee.»

Der schickliche Abendspaziergang den Strand entlang. Das Mondlicht – die weiche Atlantikluft.

Und dann Hugos Arme, die sie umschlangen.

«Ich liebe dich. Ich liebe dich. Weißt du, dass ich dich liebe, Vera?»

Ja, sie wusste es.

(Oder dachte, sie wüsste es.)

«Ich kann dich nicht bitten, mich zu heiraten. Ich besitze keinen Pfennig. Ich kann gerade mich selbst durchbringen. Komisch, weißt du, einmal hatte ich drei Monate lang das Glück, mir vorzustellen, ich würde ein reicher Mann. Cyril wurde erst drei Monate nach dem Tod von Maurice geboren. Wenn er ein Mädchen gewesen wäre...»

Wenn das Kind ein Mädchen gewesen wäre, hätte Hugo alles geerbt. Er war enttäuscht gewesen, das gab er zu.

«Ich hatte natürlich nicht darauf gebaut. Aber es war doch ein Schlag. So geht's. Pech. Cyril ist ein nettes Kind. Ich mag ihn schrecklich gern.» Und er mochte ihn wirklich. Immer bereit, mit seinem kleinen Neffen Spiele zu spielen und ihn zum Lachen zu bringen. Verbitterung lag nicht in Hugos Wesen.

Cyril war nicht sehr kräftig. Ein schwächliches Kind – keine Widerstandskraft. Die Sorte Kind, vielleicht, die nicht lange genug lebte, um erwachsen zu werden...

Und dann...?

«Miss Claythorne, warum kann ich nicht zum Felsen rausschwimmen?»

Diese irritierende, nervende Wiederholung.

«Es ist zu weit, Cyril.»

«Aber Miss Claythorne...»

Vera stand auf. Sie ging zur Frisiertoilette und schluckte drei Aspirin. «Ich wünschte, ich hätte richtige Schlaftabletten.»

Sie dachte:

«Wenn ich mich umbringen wollte, würde ich eine Überdosis Veronal nehmen – etwas in der Art – kein Zyankali!»

Sie fröstelte, als sie sich an Anthony Marstons verzerrtes lila Gesicht erinnerte.

Als sie am Kaminsims vorbeikam, sah sie auf die gerahmten Verse:

Zehn kleine Negerlein,
die zechten in der Scheun'.
Eins verschluckte sich dabei,
da waren's nur noch neun.

«Es ist schrecklich», dachte sie. «Genau wie heute Abend...»

Warum hatte Anthony Marston sterben wollen?

Sie wollte nicht sterben.

Sie konnte sich nicht vorstellen, sterben zu wollen...

Der Tod – war für die anderen...

Sechstes Kapitel

I

Dr. Armstrong träumte...

Es war sehr heiß im Operationssaal...

Bestimmt hatten sie die Temperatur zu hoch gestellt? Der Schweiß rann ihm das Gesicht herunter. Seine Hände waren feucht. Es war schwierig, das Skalpell festzuhalten...

Wie schön scharf es war...

Es war leicht, mit so einem Messer einen Mord zu begehen. Und natürlich beging er gerade einen Mord...

Der Körper der Frau sah anders aus. Es war ein großer, sperriger Körper gewesen. Dies war aber ein magerer Körper. Und das Gesicht war versteckt.

Wer war es, den er töten musste?

Er konnte sich nicht erinnern. Aber er musste es wissen! Sollte er die Schwester fragen?

Die Schwester beobachtete ihn. Nein, er konnte sie nicht fragen. Sie war misstrauisch, das konnte er sehen.

Aber wer lag da vor ihm auf dem OP-Tisch?

Sie hätten das Gesicht nicht so zudecken dürfen...

Wenn er nur das Gesicht sehen könnte...

Ah! So war es besser. Eine junge Lernschwester zog das Taschentuch weg. Emily Brent, natürlich. Er musste Emily Brent umbringen. Wie böse ihre Augen waren. Ihre Lippen bewegten sich. Was sagte sie gerade?

«Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen...»

Jetzt lachte sie. Nein, Schwester, legen Sie das Taschentuch nicht zurück. Ich muss sehen. Ich muss das Betäubungsmittel geben. Wo ist der Äther? Ich muss den Äther mitgebracht haben. Was haben Sie mit dem Äther gemacht, Schwester? Châteauneuf-du-Pape? Ja, der geht genauso gut.

Nehmen Sie das Taschentuch weg, Schwester.

Natürlich! Ich habe es die ganze Zeit gewusst! Es ist Anthony Marston! Sein Gesicht ist lila und verzerrt. Aber er ist nicht tot – er lacht! Er bringt den OP-Tisch ins Wanken.

Passen Sie auf, Mann, passen Sie auf. Schwester, halten Sie den Tisch ruhig – ruhig halten.

Dr. Armstrong erschrak und wachte auf. Es war Morgen. Das Sonnenlicht strömte ins Zimmer.

Jemand war über ihn gebeugt – rüttelte ihn. Es war Rogers. Rogers, der mit weißem Gesicht rief. «Doktor – Doktor!»

Plötzlich war Dr. Armstrong hellwach.

Er setzte sich im Bett auf und fragte scharf. «Was ist los?»

«Die Frau ist's, Herr Doktor. Ich kann sie nicht wach kriegen. O Gott. Ich kann sie nicht wach kriegen. Und – und sie sieht so komisch aus.»

Dr. Armstrong handelte schnell und umsichtig. Er warf sich seinen Morgenmantel über und folgte Rogers.

Er beugte sich über das Bett, in dem die Frau friedlich auf der Seite lag. Er hob die kalte Hand, zog das Augenlid hoch. Es dauerte ein paar Minuten, bevor er sich aufrichtete und vom Bett abwandte.

Rogers flüsterte: «Ist – sie – ist sie –?» Er fuhr mit der Zunge über seine trockenen Lippen.

Armstrong nickte. «Ja, sie ist tot.»

Seine Augen ruhten nachdenklich auf dem Mann vor ihm. Dann wanderten sie zurück zu dem Tisch am Bett, zum Waschtisch, dann wieder zu der Frau.

«War es – war es – das Herz, Herr Doktor?»

Dr. Armstrong brauchte eine Weile, bis er antwortete. Dann fragte er:

«Wie stand es denn mit ihrer Gesundheit?»

«Das Rheuma hat sie geplagt, manchmal.»

«War sie in der letzten Zeit bei einem Arzt in Behandlung?»

«Einem Arzt?» Rogers starrte ihn an. «Sie ist seit Jahren bei keinem Arzt mehr gewesen – weder sie noch ich.»

«Hatten Sie Grund zu der Annahme, dass mit ihrem Herzen etwas nicht stimmt?»

«Nein, Herr Doktor, davon weiß ich nichts.»

«Hat sie gut geschlafen?»

Jetzt wichen Rogers' Augen ihm aus. Die Hände des Mannes verschränkten sich, drehten und wanden sich unruhig.

«Sie schlief nicht so besonders – nein», murmelte er.

«Nahm sie Tabletten, um schlafen zu können?», fragte der Arzt scharf.

Rogers blickte ihn überrascht an.

«Tabletten? Um einzuschlafen? Davon weiß ich nichts. Ich bin sicher, sie hat keine genommen.»

Armstrong ging hinüber zum Waschtisch.

Eine Reihe von Flaschen stand darauf. Haarlotion, Lavendelwasser, Abführmittel, Gurkenglyzerin für die Hände, ein Mundwasser, Zahnpasta und Wundsalbe.

Rogers half ihm suchen und zog die Schubladen der Frisiertoilette auf. Danach nahmen sie sich die Kommode vor. Aber es gab nichts, was auf Schlafmittel oder Tabletten hinwies.

«Sie hat letzte Nacht nichts genommen, Sir», sagte Rogers, «außer dem, was Sie ihr gegeben haben...»

II

Als um neun Uhr früh der Gong zum Frühstück ertönte, waren alle schon auf und warteten auf Anweisungen.

General MacArthur und der Richter spazierten auf der Terrasse umher und tauschten ihre Ansichten über die politische Lage aus.

Vera Claythorne und Philip Lombard waren auf den höchsten Punkt der Insel, gleich hinter dem

Haus, geklettert. Dort hatten sie William Henry Blore entdeckt, der auf das Festland starrte.

«Kein Motorboot in Sicht», brummte er. «Danach halte ich hier Ausschau.»

«Devon ist eine verschlafene Gegend», antwortete Vera mit einem Lächeln. «Hier braucht alles seine Zeit.»

Philip sah in eine andere Richtung aufs Meer hinaus. Plötzlich fragte er:

«Was halten Sie vom Wetter?»

Blore schaute in den Himmel. «Scheint ganz in Ordnung.»

Lombard spitzte die Lippen zu einem Pfiff. «Der Sturm wird losgehen, bevor es Abend ist», sagte er.

«Also Sturm – wie?», brummte Blore.

Von unten klang das Dröhnen des Gongs herauf.

«Frühstück», freute sich Lombard. «Das kann ich gut gebrauchen.»

Als sie den steilen Abhang hinunterliefen, sagte Blore zu Lombard mit nachdenklicher Stimme: «Wissen Sie, das schafft mich – warum wollte sich dieser junge Kerl umbringen? Ich habe die ganze Nacht drüber gegrübelt.»

Vera lief ein Stück voraus. Lombard war leicht zurückgefallen.

«Haben Sie eine andere Theorie?», fragte er Blore.

«Ich hätte gern Beweise. Vor allem ein Motiv. War ja nicht so, als ob er arm gewesen wär.»

Emily Brent trat aus der Terrassentür und gesellte sich zu ihnen.

«Kommt das Boot?», fragte sie.

«Noch nicht», antwortete Vera.

Sie gingen hinein zum Frühstück. Auf der Anrichte stand eine große Platte mit Eiern und gebratenem Speck, daneben Tee und Kaffee.

Rogers hielt für sie die Tür auf, dann schloss er sie von außen.

«Der Mann sieht heute Morgen krank aus», bemerkte Emily Brent.

Dr. Armstrong, der nah am Fenster stand, räusperte sich.

«Sie müssen heute Morgen alle – äh – Pannen entschuldigen», sagte er. «Rogers hat sein Möglichstes getan, allein für das Frühstück zu sorgen, Mrs. Rogers war – äh – war nicht in der Lage, heute Morgen weiterzumachen.»

«Was ist los mit der Frau?», fragte Emily Brent scharf.

«Lassen Sie uns mit dem Frühstück anfangen», schlug Dr. Armstrong vor. «Die Eier werden kalt. Danach gibt es ein paar Dinge, die ich gerne mit Ihnen abklären würde.»

Sie verstanden den Wink. Teller wurden gefüllt, Kaffee und Tee wurde eingeschenkt. Die Mahlzeit begann.

Gespräche über die Insel waren in gegenseitigem Einverständnis tabu. Sie plauderten locker über aktuelle Ereignisse. Die Nachrichten aus dem Ausland, Ereignisse aus der Welt des Sports, das neuerliche Auftauchen des Ungeheuers von Loch Ness.

Danach, als die Teller abgeräumt waren, rückte Dr. Armstrong seinen Stuhl ein wenig zurück, räusperte seine Kehle frei und ergriff das Wort.

«Ich dachte, es wäre das Beste, Sie hätten schon gefrühstückt, bevor ich Ihnen eine traurige Nachricht überbringe. Mrs. Rogers starb im Schlaf.»

Überraschte und geschockte Ausrufe wurden laut.

«Wie furchtbar!», rief Vera. «Zwei Tote auf dieser Insel, seitdem wir angekommen sind.»

Richter Wargrave sagte mit seiner leisen, deutlichen Stimme und mit zusammengezogenen Augenbrauen: «Hm – sehr bemerkenswert – was war die Todesursache?»

Armstrong zuckte die Schultern. «Schwer zu sagen aus dem Stegreif.»

«Muss es eine Autopsie geben?»

«Ich werde auf keinen Fall einen Totenschein ausstellen. Ich weiß ja überhaupt nichts über den Gesundheitszustand der Frau.»

«Sie schien ziemlich nervös zu sein», erinnerte Vera sich. «Und letzte Nacht hat sie einen Schock erlitten. Es könnte Herzversagen gewesen sein, nehme ich an?»

«Ihr Herz hörte zweifellos zu schlagen auf», bemerkte Dr. Armstrong trocken, «aber was die Ursache dafür war, das ist die Frage.»

Ein Wort entfuhr Miss Brent. Es fiel hart und klar in die Zuhörergruppe.

«Gewissen!», sagte sie.

Armstrong drehte sich zu ihr um. «Was genau meinen Sie damit, Miss Brent?»

Emily Brent sprach mit verkniffenem Mund:

«Sie haben es alle gehört. Sie wurde beschuldigt, gemeinsam mit ihrem Ehemann ihre ehemalige Herrschaft, eine alte Dame, vorsätzlich getötet zu haben.»

«Und das glauben Sie?»

«Ich denke, dass die Anschuldigung der Wahrheit entspricht», erwiderte Emily Brent. «Sie haben sie alle gestern Abend gesehen. Sie ist völlig zusammengebrochen und hat das Bewusstsein verloren. Der Schock darüber, dass sie mit ihrer Gottlosigkeit konfrontiert wurde, war zu viel für sie. Sie starb buchstäblich vor Angst.»

Dr. Armstrong schüttelte zweifelnd den Kopf.

«Es ist eine mögliche Theorie», gab er zu. «Aber ohne eine genauere Kenntnis ihres Gesundheitszustands lässt sie sich nicht vertreten. Wenn eine Herzschwäche vorhanden war →»

«Nennen Sie es ein Werk Gottes», sagte Emily Brent ruhig. «Wenn Ihnen das lieber ist.»

Alle wirkten schockiert.

«Das treibt die Dinge ein bisschen zu weit, Miss Brent», schimpfte Blore.

Sie sah ihn mit glänzenden Augen an und reckte das Kinn. «Sie halten es für unmöglich, dass Gottes Zorn eine Sünderin ereilt! Ich nicht!»

Der Richter strich über sein Kinn. «Meine sehr verehrte Dame», murmelte er mit sanfter Ironie in der Stimme. «Nach meiner Erfahrung mit bösen Taten überlässt die Vorsehung die Arbeit der Überführung und Bestrafung uns Sterblichen – und der Vorgang

ist oft genug mit Schwierigkeiten beladen. Es gibt keine Abkürzungen.»

Emily Brent zuckte mit den Schultern.

Blore fragte scharf. «Was hat sie gestern Abend gegessen oder getrunken, nachdem sie zu Bett gegangen ist?»

«Nichts», erwiderte Armstrong.

«Sie hat nichts zu sich genommen? Keine Tasse Tee? Kein Glas Wasser? Ich wette mit Ihnen, sie hat eine Tasse Tee getrunken. Menschen wie sie tun das.»

«Rogers versichert mir, dass sie nichts zu sich genommen hat. Überhaupt nichts.»

«Hm», brummte Blore. «Genau das hätte ich von ihm auch erwartet.»

Sein Tonfall war so bedeutungsschwer, dass der Arzt ihn musterte.

«Ist das Ihre Meinung?», fragte Philip Lombard.

«Und wenn's so wäre?», polterte Blore los. «Wir haben gestern Abend alle die Anschuldigungen gehört. Vielleicht alles Märchen – reine Fantasieprodukte. Vielleicht aber auch nicht. Stellen Sie sich einen Augenblick vor, sie wären wahr. Rogers und seine Angetraute hätten die alte Dame über den Jordan geschickt. Na, wohin führt uns das? Sie haben sich ganz sicher und glücklich gefühlt, bis –»

Vera unterbrach ihn mit leiser Stimme: «Nein, ich glaube nicht, dass sich Mrs. Rogers jemals sicher gefühlt hat.»

Blore wirkte verärgert über die Unterbrechung. Typisch Frau, sagte sein Blick. «Das mag so sein»,

knurrte er. «Wie auch immer, aus Sicht der beiden besteht für sie im Augenblick keine wirkliche Gefahr. Und dann plaudert gestern Abend ein unbekannter Verrückter alles aus. Was passiert? Die Frau hält das nicht aus – sie bricht zusammen. Denken Sie daran, wie der Ehemann über sie gebeugt war, als sie wieder zu sich kam. Das war nicht der besorgte Ehemann! Niemals im Leben! Er war wie eine Katze, die über heiße Pflastersteine streift. Er hatte Angst um sein Leben, Angst, was sie sagen könnte.

Das ist die Situation, über die Sie nachdenken sollten. Die beiden haben einen Mord begangen und sind damit durchgekommen. Aber was, wenn die ganze Sache wieder aufgewühlt wird, was passiert dann? Zehn zu eins, dass die Frau alles verraten wird. Sie hat nicht die Nerven, das kühl und selbstbewusst durchzustehen. Sie ist eine lebende Gefahr für ihren Ehemann. Genau das ist sie. Er hat keine Probleme. Er wird mit einem ehrlichen Gesicht lügen bis zum Jüngsten Tag – aber er kann sich ihrer nicht sicher sein. Und wenn sie zusammenbricht, ist sein Hals in Gefahr! Also tut er etwas in ihre Teetasse, um sicherzugehen, dass sie für immer ihren Mund hält.»

«An ihrem Bett stand keine leere Tasse», sagte Armstrong langsam, «da stand gar nichts. Ich habe nachgesehen.»

«Ist doch klar, dass da nichts steht!», schnaubte Blore. «Das Erste, was er tun würde, nachdem sie getrunken hat, wäre, die Tasse und die Untertasse beiseite schaffen und sie ordentlich spülen.»

Es entstand eine Pause. Dann sagte General MacArthur zweifelnd: «Möglich wär's. Aber ich kann

mir nicht vorstellen, dass ein Mann seiner Frau so etwas antut.»

Blore lachte kurz auf.

«Wenn ein Mann Angst um seinen Hals hat, kümmert er sich einen Dreck um Gefühle.»

Einen Moment lang war es still. Bevor jemand das Wort ergreifen konnte, öffnete sich die Tür und Rogers trat herein. Er sah von einem zum anderen und fragte: «Gibt es noch irgendetwas, das ich für Sie tun könnte?»

Richter Wargrave rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. «Um wie viel Uhr kommt das Motorboot normalerweise hier herüber?», erkundigte er sich.

«Zwischen sieben und acht, Sir. Manchmal kurz nach acht. Keine Ahnung, was Fred Narracott heute Morgen macht. Wenn er krank ist, schickt er seinen Bruder.»

«Wie spät ist es jetzt?», fragte Philip Lombard.

«Zehn Minuten vor zehn, Sir.»

Lombards Augenbrauen hoben sich. Er nickte langsam.

Rogers blieb wartend stehen.

General MacArthur sprach plötzlich und mit Wucht: «Tut mir Leid, die Sache mit Ihrer Frau, Rogers. Der Doktor hat es uns gerade erzählt.»

Rogers senkte den Kopf. «Jawohl, Sir. Danke, Sir.»

Er nahm den leeren Schinkenteller und verließ den Raum.

Und wieder herrschte Schweigen.

III

Auf der Terrasse sagte Philip Lombard: «Dieses Motorboot →»

Blore sah ihn an und nickte.

«Ich weiß, was Sie denken, Mr. Lombard. Ich habe mir die gleiche Frage gestellt», gab er zu. «Das Motorboot hätte schon vor gut zwei Stunden hier sein sollen. Es ist nicht gekommen. Warum?»

«Haben Sie die Antwort gefunden?», wollte Lombard wissen.

«Das ist kein Zufall – so viel kann ich sagen. Es ist ein Teilchen vom Ganzen. Alles gehört zusammen.»

«Sie glauben, das Boot wird nicht kommen?», fragte Lombard.

Hinter ihm ertönte eine Stimme – eine gereizte, ungeduldige Stimme.

«Das Motorboot kommt nicht», sagte sie.

Blore drehte seine breiten Schultern zur Seite und musterte den Sprecher nachdenklich.

«Sie glauben es also auch nicht, Herr General?»

«Natürlich kommt es nicht», sagte General MacArthur scharf. «Wir rechnen alle mit dem Motorboot, um von dieser Insel wegzukommen. Darum dreht sich alles hier. Aber wir werden von dieser Insel nicht wegkommen... Keiner von uns wird je wegkommen... Das ist das Ende – das Ende von allem...»

Er zögerte, dann fuhr er mit seltsam leiser Stimme fort: «Das ist Frieden – wirklicher Frieden. Ans Ende

zu kommen – und nicht weiter zu müssen... Ja, Friede...»

Abrupt drehte er sich um und entfernte sich – die Terrasse entlang, dann schräg den Abhang hinunter zum Meer und weiter bis zum Ende der Insel, wo einzelne Felsen weit draußen im Wasser standen.

Er ging ein wenig unsicher, wie ein Mann, der nur halb bei Bewusstsein war.

«Da geht noch einer, der verrückt ist», knurrte Blore. «Sieht so aus, als ob es mit uns allen so enden wird.»

«Sie werden nicht so enden, Blore», sagte Philip Lombard.

Der Exinspektor lachte.

«Es braucht viel, bis ich durchdrehe.» Trocken fügte er hinzu: «Und ich nehme auch nicht an, dass Sie das tun werden, Mr. Lombard.»

Philip Lombard erwiderte: «Ich fühle mich ganz gesund im Moment, danke.»

IV

Dr. Armstrong trat auf die Terrasse. Er blieb unentschlossen stehen. Zu seiner Linken standen Blore und Lombard. Zu seiner Rechten stapfte Wargrave mit gesenktem Kopf hin und her.

Armstrong zögerte nicht länger und wandte sich Letzterem zu.

In diesem Augenblick kam Rogers aus dem Haus.

«Könnte ich kurz mit Ihnen sprechen, Sir?»

Armstrong drehte sich um.

Er war verblüfft von dem, was er sah. Rogers' Gesicht war grau-grün, und es arbeitete in ihm. Seine Hände zitterten. Der Kontrast zu seiner noch vor wenigen Minuten gezeigten Zurückhaltung war so stark, dass Armstrong völlig erstaunt war.

«Bitte, Sir. Wenn ich mit Ihnen sprechen könnte, drinnen, Sir.»

Der Arzt machte kehrt und betrat das Haus mit dem aufgelösten Butler.

«Was ist denn los, Mann? Nehmen Sie sich zusammen.»

«Hier herein, Sir. Kommen Sie.»

Er öffnete die Tür zum Esszimmer. Der Doktor trat ein. Rogers folgte ihm und schloss die Tür hinter sich.

«Also», fragte Armstrong. «Was ist los?»

Die Muskeln an Rogers' Hals arbeiteten. Er schluckte.

«Es passieren Dinge hier, die versteh ich nicht», stieß er hervor.

«Dinge? Was für Dinge?», fragte Armstrong scharf.

«Sie denken bestimmt, ich bin verrückt. Sie werden sagen, das ist nichts. Aber ich hätte gern eine Erklärung. Eine Erklärung. Weil es keinen Sinn macht.»

«Sagen Sie mir, wovon Sie reden, Mann. Sprechen Sie nicht in Rätseln.»

Rogers schluckte wieder.

«Die kleinen Figuren, Sir. Auf dem Tisch, in der Mitte. Die kleinen Porzellanfiguren. Das waren zehn. Ich schwöre, dass es zehn waren.»

«Ja», bestätigte Armstrong. «Zehn. Wir haben sie gestern beim Dinner alle gezählt.»

Rogers trat näher.

«Das ist es ja, Sir. Gestern Abend, als ich abgeräumt habe, waren es nur noch neun, Sir. Das ist mir aufgefallen, und ich fand es komisch. Und dann heute Morgen. Ich hab es nicht bemerkt, als ich fürs Frühstück gedeckt habe. Ich war durcheinander, völlig durcheinander. Aber jetzt, als ich abräumen wollte – sehen Sie selbst, Sir, wenn Sie mir nicht glauben. Es sind nur noch acht. Nur acht. Das macht doch keinen Sinn, Sir, oder? Nur acht.»

Siebtes Kapitel

I

Nach dem Frühstück hatte Emily Brent Vera Claythorne vorgeschlagen, noch einmal zum höchsten Punkt der Insel zu wandern und nach dem Boot Ausschau zu halten. Vera hatte zugestimmt.

Der Wind war frischer geworden. Kleine weiße Schaumkronen schaukelten auf dem Meer. Es waren keine Fischerboote draußen – und kein Motorboot in Sicht.

Das eigentliche Dorf Sticklehaven war nicht zu sehen, nur der Hügel darüber; eine hervorspringende Klippe aus rotem Felsen verbarg die kleine Bucht.

Emily Brent sagte: «Der Mann, der uns gestern hergebracht hat, schien mir ein verlässlicher Mensch. Es ist wirklich höchst seltsam, warum er sich heute Morgen so sehr verspätet.»

Vera sprach nicht. Sie kämpfte mit einem aufsteigenden Gefühl der Panik.

Ärgerlich befahl sie sich: «Du musst ruhig bleiben. Das ist gar nicht deine Art. Du hattest immer ausgezeichnete Nerven.»

Laut sagte sie nach ein oder zwei Minuten: «Ich wünschte, er würde kommen. Ich – ich will weg von hier.»

«Ich habe keinerlei Zweifel, dass wir das alle wollen», bemerkte Emily Brent trocken.

«Es ist alles so ungewöhnlich», wunderte sich Vera. «Es scheint keinen – keinen Sinn in all dem zu geben.»

Die ältere Frau neben ihr sagte lebhaft: «Ich ärgere mich über mich selbst, dass ich mich so leicht habe hereinlegen lassen. Der Brief ist wirklich absurd, wenn man ihn genau betrachtet. Aber ich hatte damals keinerlei Zweifel – überhaupt keinen.»

«Warum auch?», murmelte Vera mechanisch.

«Man nimmt die Dinge viel zu oft als selbstverständlich hin», sagte Emily.

Vera schauderte, sie holte tief Luft.

«Glauben Sie wirklich – was Sie beim Frühstück gesagt haben?»

«Seien Sie ein wenig präziser, meine Liebe. Worauf genau spielen Sie an?»

«Glauben Sie wirklich, dass Rogers und seine Frau diese alte Dame umgebracht haben?», fragte sie mit leiser Stimme.

Emily Brent betrachtete nachdenklich das Meer. Dann antwortete sie: «Ich bin mir ganz sicher. Was denken Sie?»

«Ich weiß nicht, was ich denken soll.»

«Es passt alles gut zusammen», stellte Emily Brent fest. «Die Art, wie die Frau in Ohnmacht gefallen ist. Und der Mann ließ das Tablett fallen, wenn Sie sich

erinnern. Und dann, wie er darüber gesprochen hat. Das klang nicht echt. O ja, ich denke, sie haben es getan.»

«Wie sie aussah →», erinnerte sich Vera. «Von ihrem eigenen Schatten erschreckt! Ich habe noch nie eine so verängstigte Frau gesehen... sie muss von der Sache verfolgt gewesen sein...»

«Ich erinnere mich an einen Spruch, der in meinem Zimmer hing, als ich noch ein Kind war», murmelte Miss Brent. «Sei gewiss, deine Sünde fällt auf dich zurück. Das ist nur zu wahr. Sei gewiss, deine Sünde fällt auf dich zurück.»

Vera sprang auf.

«Aber Miss Brent – Miss Brent – in diesem Fall →»

«Ja, meine Liebe?»

«Die anderen? Was ist mit den anderen?»

«Ich verstehe Sie nicht ganz.»

«Die ganzen anderen Beschuldigungen – die – die waren doch unwahr? Aber wenn das mit Rogers wahr ist →» Sie unterbrach sich, unfähig, Ordnung in das Chaos ihrer Gedanken zu bringen.

Emily Brents Stirn, die sich verblüfft gerunzelt hatte, glättete sich wieder.

«Ah, jetzt verstehe ich Sie. Nun, da ist dieser Herr Lombard. Er gibt zu, dass er zwanzig Männer ihrem Tod überlassen hat.»

«Das waren nur Eingeborene», sagte Vera.

Emily Brent entgegnete scharf: «Sie sind trotzdem unsere Brüder.»

«Unsere Brüder», dachte Vera, «unsere Brüder. Gleich fange ich an zu lachen. Ich bin hysterisch. Ich bin nicht mehr ich selbst...»

Emily Brent fuhr nachdenklich fort: «Natürlich sind einige Anschuldigungen sehr weit hergeholt und lächerlich. Beispielsweise gegen den Richter, der nur seine Pflicht getan hat im Rahmen seines Amtes. Und der ehemalige Scotland-Yard-Mann. Und auch mein eigener Fall.»

Sie hielt inne und fuhr dann fort: «Natürlich habe ich unter den gegebenen Umständen gestern Abend nichts gesagt. Es war kein passendes Diskussions-thema in Anwesenheit von Gentlemen.»

«Nein?»

Vera hörte mit Interesse zu. Miss Brent fuhr gelassen fort:

«Beatrice Taylor stand in meinen Diensten. Kein ordentliches Mädchen – wie ich leider zu spät herausfand. Ich habe mich sehr in ihr getäuscht. Sie hatte gute Manieren und war sauber und willig. Ich war mit ihr sehr zufrieden. Aber das war alles die reinste Heuchelei. Sie war ein lockeres Mädchen ohne jede Moral. Widerwärtig! Es dauerte eine Weile, bis ich herausfand, dass sie «in Schwierigkeiten» war, wie man so sagt.»

Sie hielt inne, ihre feine Nase kräuselte sich in Ekel. «Es war für mich ein großer Schock. Ihre Eltern waren anständige Leute, die sie sehr streng erzogen hatten. Es spricht für sie, dass sie das Verhalten ihrer Tochter nicht billigten.»

Vera starrte Miss Brent an: «Was geschah dann?»

«Selbstverständlich habe ich sie nicht eine Stunde länger unter meinem Dach behalten. Niemand wird von mir sagen können, dass ich die Unmoral billige.»

«Was geschah – mit ihr?», fragte Vera mit leiser Stimme.

«Die gottlose Kreatur war nicht zufrieden damit, eine Sünde auf dem Gewissen zu haben», sagte Miss Brent. «Sie beging eine noch schwerere Sünde. Sie nahm sich das Leben.»

«Sie brachte sich um?», flüsterte Vera entsetzt.

«Ja, sie warf sich in den Fluss.»

Vera zitterte.

Sie starrte auf das feine, ruhige Profil von Miss Brent und fragte: «Was haben Sie gefühlt, als Sie erfuhren, was sie getan hatte? Tat es Ihnen nicht Leid? Haben Sie sich keine Vorwürfe gemacht?»

Emily Brent straffte sich: «Ich? Es gab nichts, was ich mir vorwerfen könnte.»

«Aber wenn Ihre – Härte – sie dazu getrieben hat.»

«Ihr eigenes Verhalten – ihre eigene Sünde – trieb sie dazu», entgegnete Emily Brent scharf. «Wenn sie sich wie eine ordentliche, bescheidene junge Frau verhalten hätte, wäre nichts von all dem geschehen.»

Sie wandte ihr Gesicht Vera zu. Da war kein Selbstvorwurf, kein Unbehagen in ihren Augen. Sie waren hart und selbstgerecht. Emily Brent saß auf dem höchsten Punkt der Insel, eingeschlossen im Panzer ihrer Tugend.

Die kleine ältliche Jungfer kam Vera keineswegs mehr komisch vor.

Plötzlich war sie – Furcht erregend.

II

Dr. Armstrong trat aus dem Esszimmer wieder hinaus auf die Terrasse.

Der Richter saß jetzt in einem Sessel und sah gleichmütig aufs Meer hinaus.

Lombard und Blore standen weiter links, sie rauchten, sprachen aber nicht.

Wie schon zuvor, zögerte der Arzt einen Moment. Sein Blick ruhte prüfend auf Richter Wargrave. Er wollte sich mit jemandem beraten. Er schätzte den scharfen, logischen Verstand des Richters. Trotzdem zögerte er. Richter Wargrave mochte intelligent und clever sein, aber er war ein älterer Herr. Armstrong fühlte, dass das, was an diesem entscheidenden Punkt des Geschehens gebraucht wurde, ein Mann der Tat war.

Er fasste einen Entschluss.

«Lombard, kann ich Sie einen Moment sprechen?»

Philip schreckte hoch.

«Selbstverständlich.»

Die beiden Männer verließen die Terrasse. Sie schlenderten den Abhang hinunter zum Wasser. Als sie außer Hörweite waren, sagte Armstrong: «Ich muss Sie konsultieren.»

Lombards Augenbrauen hoben sich.

«Mein lieber Freund, ich habe keinerlei medizinische Fachkenntnisse.»

«Nein, nein, ich meine bezüglich der allgemeinen Situation.»

«Das ist natürlich etwas anderes», sagte Lombard.

«Ganz ehrlich, was halten Sie von der Lage?», fragte Armstrong.

Lombard überlegte einen Moment lang. Dann sagte er: «Sie gibt einem zu denken, oder?»

«Was ist Ihre Meinung bezüglich dieser Frau? Teilen Sie Blores Theorie?»

Philip paffte Rauch in die Luft.

«Sie ist gut nachvollziehbar», meinte er, «– für sich betrachtet.»

«Genau.»

Armstrong klang erleichtert. Philip Lombard war kein Narr.

«Vorausgesetzt, man teilt die Grundannahme», fuhr Lombard fort, «dass Mr. und Mrs. Rogers ihren Mord damals erfolgreich vertuschen konnten. Und warum sollte ihnen das nicht gelungen sein? Was denken Sie, wie haben sie es gemacht? Die alte Dame vergiftet?»

«Es könnte noch einfacher gegangen sein», meinte Armstrong. «Ich habe Rogers heute Morgen gefragt, woran Miss Brady gelitten hat. Seine Antwort war aufschlussreich. Ich brauche nicht in die medizinischen Details zu gehen, aber bei einer gewissen Art von Herzschwäche wird Amylnitrit verordnet. Wenn eine Attacke kommt, wird eine Ampulle dieses Nitrits zerbrochen, und es wird inhaliert. Wenn man das Nitrit nicht verabreichen würde – nun, die Folgen könnten leicht tödlich sein.»

«So einfach ist das», sagte Philip Lombard nachdenklich. «Es muss ziemlich verlockend gewesen sein.»

Der Arzt nickte.

«Ja, keine gezielte Handlung. Kein Arsen besorgen und verabreichen – nichts Bestimmtes – nur – nichts tun! Und Rogers eilt durch die Nacht, um einen Arzt zu holen, und beide fühlen sich sicher, dass niemand je davon erfahren wird.»

«Und selbst wenn jemand davon erfährt, kann ihnen nie etwas nachgewiesen werden», setzte Lombard die Beweisführung fort.

Plötzlich runzelte er die Stirn.

«Natürlich – das erklärt eine Menge.»

«Wie bitte?», fragte Armstrong verwundert.

«Ich meine – das erklärt diese Insel», sagte Lombard. «Es sind alles Verbrechen, die den Tätern nicht nachgewiesen werden können. Zum Beispiel die Rogers⁷. Ein anderes Beispiel der alte Wargrave, der seinen Mord im Rahmen der Gesetze verübte.»

«Sie glauben diese Geschichte?», fragte Armstrong scharf.

Philip Lombard lächelte.

«Aber ja. Natürlich glaube ich sie. Wargrave ermordete Seton, ermordete ihn so sicher, als wenn er ihm ein Messer durch die Brust gestoßen hätte! Aber er war schlau genug, es von der Richterbank aus zu tun mit seiner Perücke und Robe. Sodass man ihm dieses kleine Verbrechen normal nicht nachweisen kann.»

Plötzlich fuhr ein Gedanke wie der Blitz durch Armstrongs Kopf.

«Mord im Krankenhaus. Mord im Operationssaal. Sicher – ja, sicher wie der Tod!»

«Deshalb –», sagte Armstrong. «Deshalb – Mr. Owen – deshalb diese Insell»

Armstrong atmete tief durch.

«Jetzt kommen wir der Sache näher. Was ist der wahre Grund, uns alle hierher zu bringen?»

«Was denken Sie?», wollte Philip Lombard wissen.

«Lassen Sie uns noch einmal kurz zu dem Tod dieser Frau zurückkehren», schlug Armstrong vor. «Welche möglichen Theorien gibt es? Rogers brachte sie um, weil er Angst hatte, sie würde alles verraten. Zweite Möglichkeit: Sie verlor die Nerven und fand einen Ausweg für sich.»

«Selbstmord, wie?», fragte Philip Lombard.

«Was sagen Sie dazu?»

«Es könnte einer gewesen sein», gab Lombard zu. «Wenn es Marstons Tod nicht geben würde. Zwei Selbstmorde innerhalb von zwölf Stunden sind etwas schwer zu schlucken! Und wenn Sie mir sagen, dass Anthony Marston, ein junger Stier ohne Nerven und mit hübsch wenig Hirn, Skrupel bekam, weil er zwei Kinder niedergemäht hat, und sich deshalb das Leben nimmt – nun, die Vorstellung ist lächerlich! Außerdem, wie hat er sich das Zeug besorgt? Nach allem, was ich je gehört habe, ist Zyankali nichts, was man in der Westentasche mit sich herumschleppt. Aber das ist Ihr Gebiet.»

«Kein vernünftiger Mensch trägt Zyankali mit sich herum», bestätigte Armstrong. «Das tut höchstens jemand, der ein Wespennest stilllegen will.»

«Der fleißige Gärtner oder Gutsbesitzer, vielleicht? Und wieder wäre das nicht Anthony Marston. Es fällt mir auf, dass dieses Zyankali noch einer Erklärung bedarf. Entweder hatte Anthony Marston vor, sich umzubringen, bevor er hierher kam, und ist deshalb gut vorbereitet gekommen – oder – »

Armstrong warf ihm das Wort zurück: «Oder?»

Philip Lombard grinste.

«Warum wollen Sie, dass ich es sage. Wenn es Ihnen schon auf der Zunge liegt. Natürlich wurde Anthony Marston ermordet.»

III

Dr. Armstrong sog die Luft tief ein.

«Und Mrs. Rogers?»

Lombard sprach langsam:

«Ich könnte an Anthonys Selbstmord glauben – mit Schwierigkeiten –, wenn es Mrs. Rogers nicht gäbe. Ich könnte an Mrs. Rogers' Selbstmord glauben – ohne weiteres –, wenn es nicht Anthony Marston gäbe. Ich kann glauben, dass Rogers seine Frau aus dem Weg räumte – wenn es da nicht den unerwarteten Tod von Anthony Marston gäbe. Aber was wir brauchen, ist eine Theorie, die diese beiden, so rasch aufeinander folgenden Todesfälle erklärt.»

«Ich kann Ihnen beim Aufbau Ihrer Theorie vielleicht behilflich sein», bot Armstrong an.

Und er wiederholte, was Rogers ihm über das Verschwinden der beiden kleinen Porzellanfiguren berichtet hatte.

«Ja, die kleinen Porzellan-Neger», sagte Lombard. «Gestern Abend beim Dinner waren es mit Sicherheit noch zehn. Und jetzt sind es acht, sagen Sie?»

Dr. Armstrong zitierte:

«Zehn kleine Negerlein, die zechten in der Scheun'.

Eins verschluckte sich dabei, da waren's nur noch neun.

Neun kleine Negerlein, die blieben nachts lang wach.

Eins schlief dann für immer ein, da waren's nur noch acht.»

Die beiden Männer sahen sich an. Philip Lombard grinste und warf seine Zigarette weg.

«Das passt zu gut, um Zufall zu sein! Anthony Marston verschluckt sich oder erstickt gestern Abend nach dem Dinner, und Mutter Rogers verschläft sich ganz gehörig.»

«Und folglich?», fragte Armstrong.

Lombard ging auf ihn ein.

«Folglich stinkt die Sache zum Himmel Herr X! Mr. – Owen! U. N. Owen! Mr. Unbekannt. Ein unbekannter Irrer, der frei herumläuft!»

«Ah!» Armstrong seufzte erleichtert auf. «Sie teilen meine Meinung. Aber sehen Sie auch, wohin uns das führt? Rogers hat geschworen, dass niemand außer uns und ihm und seiner Frau auf dieser Insel ist.»

«Rogers irrt sich! Oder Rogers lügt möglicherweise.»

Armstrong schüttelte den Kopf.

«Ich glaube nicht, dass er lügt. Der Mann hat Angst. Er hat so viel Angst, dass er kaum noch denken kann.»

Philip Lombard nickte.

«Kein Motorboot heute Morgen», sagte er. «Das passt. Wieder Mr. Owens kleine Arrangements. Die Insel soll isoliert werden, bis Mr. Owen seinen Job zu Ende geführt hat.»

Armstrong wurde blass.

«Sie haben Recht – der Mann muss ein entlaufener Verrückter sein!»

«Es gibt eine Sache, die Mr. Owen nicht bedacht hat», sagte Philip Lombard mit einem ganz neuen Ton in der Stimme.

«Und das wäre?»

«Diese Insel ist mehr oder weniger ein kahler Felsen. Die haben wir schnell durchsucht. Wir werden unseren verehrten Herrn U. N. Owen schon aufstöbern.»

«Er wird gefährlich sein», sagte Armstrong erregt.

«Gefährlich? Wer hat Angst vor dem großen bösen Wolf? Ich werde gefährlich, wenn ich ihn zu packen kriege!»

Er hielt inne und sagte dann: «Wir sollten Blore mit einspannen. Er wird im Notfall ein guter Mann sein. Den Frauen sagen wir am besten nichts. Was die anderen angeht, der General ist gaga, denke ich, und Wargrave ist ein Meister im Nichtstun. Wir drei werden uns um die Sache kümmern.»

Achtes Kapitel

I

Blore war leicht zu gewinnen. Ihre Argumente leuchteten ihm sofort ein. «Was Sie da über die Porzellanfiguren sagen, ist entscheidend. Das ist verrückt, total verrückt. Aber da ist noch etwas. Glauben Sie nicht, es könnte Owens Plan sein, andere die Arbeit für sich machen zu lassen?»

«Das müssen Sie genauer erklären, Blore!»

«Also, nach dem Wirbel gestern Abend wird der junge Marston nervös und vergiftet sich. Und Rogers, der wird ebenfalls nervös und erledigt seine Frau. Alles nach U.N.Os Plan.»

Armstrong schüttelte den Kopf. Er hob den Punkt mit dem Zyankali hervor. Blore gab ihm Recht.

«Ja, das hatte ich ganz vergessen. So was trägt man nicht mit sich rum, normalerweise. Aber wie kam es in seinen Drink?»

«Darüber habe ich nachgedacht», sagte Lombard. «Marston hatte an dem Abend mehrere Drinks. Zwischen der Zeit, wo er den letzten trank, und der Zeit, wo er den Drink davor leerte, klafft eine Lücke. Während dieser Zeit stand sein Glas irgendwo auf einem Tisch herum. Ich meine, bin mir aber nicht

ganz sicher, dass es auf dem kleinen Tisch am Fenster stand. Das Fenster war offen. Jemand hätte das Zyankali in das Glas geben können.»

«Ohne dass wir alle ihn sehen?», fragte Blore ungläubig.

«Wir waren alle – anderweitig beschäftigt», bemerkte Lombard trocken.

«Das stimmt», sagte Armstrong langsam. «Wir waren alle ungeheurer Verbrechen beschuldigt worden. Wir sind herumgelaufen, durch den Raum gestreift. Haben diskutiert, waren unaufmerksam, mit unseren eigenen Dingen beschäftigt. Ich denke, es hätte so sein können...»

Blore zog die Schultern hoch.

«Tatsache ist, dass jemand es getan haben muss! Meine Herren, lassen Sie uns anfangen. Hat jemand zufällig einen Revolver bei sich? Oder ist das vielleicht zu viel erwartet?»

«Ich habe einen», antwortete Lombard und tätschelte seine Tasche.

Blores Augen öffneten sich weit, und er fragte in bemüht beiläufigem Ton: «Tragen Sie den immer bei sich?»

«Meistens», erwiderte Lombard. «Ich bin schon an ziemlich gefährlichen Orten gewesen, müssen Sie wissen.»

«Sie sind bestimmt noch an keinem gefährlicheren Ort als diesem hier gewesen!», knurrte Blore. «Wenn sich ein Irrer auf dieser Insel versteckt, hat er garantiert ein ganzes Waffenarsenal bei sich – von einem Messer oder Dolch ganz zu schweigen.»

Armstrong hustete.

«Sie könnten sich täuschen, Blore. Viele mordlustige Irre sind ganz ruhige, unauffällige Leute. Angenehme Menschen.»

Blore erwiderte: «Ich glaube nicht, dass dieser zur freundlichen Sorte gehört, Dr. Armstrong.»

II

Die drei Männer brachen auf zu ihrer Tour um die Insel.

Das Unternehmen gestaltete sich unerwartet einfach. An der nordwestlichen Seite, zur Küste hin, fielen die Felsen senkrecht ins Meer ab, ihre Oberfläche war glatt.

Auf dem Rest der Insel gab es keine Bäume und sehr wenig Versteckmöglichkeiten. Die drei Männer arbeiteten sorgfältig und methodisch, liefen rauf und runter, vom höchsten Punkt der Insel bis hinunter zum Wasser. Sie nahmen im Felsen die kleinste Unregelmäßigkeit in Augenschein, die zum Eingang einer Höhle hätte führen können. Aber es gab keine Höhlen.

Am Wasser entlanglaufend, gelangten sie schließlich dorthin, wo General MacArthur saß und aufs Meer hinausschaute. Es war sehr friedlich, mit Wellen, die über die Felsen schwappten. Der alte Mann saß sehr aufrecht, die Augen auf den Horizont gerichtet.

Er achtete nicht auf den Suchtrupp, der näher kam. Seine Selbstvergessenheit verursachte zumindest bei einem von ihnen ein leichtes Unbehagen.

«Das ist nicht normal», dachte Blore bei sich, «sieht aus, als wäre er in Trance oder so.»

Er räusperte sich und sagte in einem gekünstelten Plauderton: «Ein friedliches Plätzchen haben Sie sich gesucht, Sir.»

Der General blickte finster. Er warf einen raschen Blick über seine Schulter.

«Wir haben so wenig Zeit – so wenig Zeit. Ich muss wirklich darauf bestehen, dass mich niemand stört.»

«Wir werden Sie nicht stören», versicherte Blore. «Wir machen nur so was wie 'ne Tour über die Insel. Wir haben uns gefragt, ob sich hier jemand verstecken kann, wissen Sie.»

Der General runzelte die Stirn und sagte bestimmt: «Sie verstehen nicht – Sie verstehen überhaupt nicht. Bitte, gehen Sie.»

Blore ging. Als er wieder zu den anderen beiden kam, sagte er: «Er ist verrückt... es bringt nichts, mit ihm zu reden.»

«Was hat er gesagt?», fragte Lombard neugierig.

Blore zuckte mit den Schultern.

«Etwas in der Art von, es ist zu wenig Zeit und er will nicht gestört werden.»

Dr. Armstrong runzelte die Stirn:

«Ich frage mich, ob...»

III

Die Durchsuchung der Insel war praktisch abgeschlossen. Die drei Männer standen am höchsten Punkt und sahen hinüber zum Festland. Es waren keine Boote auf dem Wasser. Der Wind frischte auf. «Keine Fischerboote draußen», sagte Lombard. «Es wird Sturm geben. Verdammt lästig, dass wir das Dorf von hier aus nicht sehen können. Sonst könnten wir ihnen ein Zeichen geben oder so etwas.»

«Wir könnten heute Abend ein Signalfeuer machen», schlug Blore vor.

Lombard sagte mit gerunzelter Stirn: «Das Teuflische daran ist, dass all das vermutlich eingeplant ist.»

«Wie das?»

«Wie soll ich das wissen? Vielleicht ein übler Scherz. Wir werden hierher gelockt, Signale können nicht aufgefangen werden und so weiter. Den Leuten im Dorf hat man bestimmt erzählt, dass es sich um eine Wette handelt. Oder so eine verrückte Geschichte.»

«Glauben Sie, die Leute schlucken so was?», fragte Blore zweifelnd.

«Das ist leichter zu schlucken als die Wahrheit!», bemerkte Lombard trocken. «Wenn man den Leuten im Dorf erzählt hätte, die Insel müsste isoliert werden, bis Mr. Unbekannt/Owen in Ruhe alle seine Gäste ermordet hat – denken Sie, das würden die glauben?»

«Es gibt Augenblicke, da kann ich es selbst nicht glauben», gestand Dr. Armstrong. «Und doch – »

Philip Lombards Lippen kräuselten sich verächtlich und entblößten seine Zähne.

«Und doch – genau das ist es! Sie haben es gerade gesagt, Doktor!»

Blore starrte nach unten ins Wasser.

«Niemand könnte da hinuntergeklettert sein. Oder?»

Armstrong schüttelte den Kopf.

«Das bezweifle ich. Es ist zu glatt. Und wo sollte er sich verstecken?»

«Es könnte ein Loch im Felsen geben», sagte Blore. «Wenn wir ein Boot hätten, könnten wir um die Insel rudern.»

«Wenn wir ein Boot hätten, wären wir alle jetzt schon halb auf dem Festland!», erwiderte Lombard.

«Nur zu wahr.»

Plötzlich sagte Lombard: «Wir können diesen Felsen hier untersuchen. Es gibt nur einen Ort, wo ein Hohlraum sein könnte – ein klein wenig rechts, da unten. Wenn Sie ein Seil besorgen, können Sie mich hinunterlassen zum Nachsehen.»

«Wir sollten das überprüfen», stimmte Blore zu. «Obwohl es absurd scheint – auf den ersten Blick! Ich werde sehen, ob ich was finde.»

Er drehte sich um und lief zum Haus.

Lombard sah hinauf zum Himmel. Die Wolken begannen sich zusammenzuballen. Der Wind blies kräftiger.

Er warf einen Seitenblick auf Armstrong.

«Sie sind sehr still, Doktor. Woran denken Sie?»

Armstrong sagte langsam: «Ich habe mich gerade gefragt, wie verrückt der alte MacArthur wirklich ist...»

IV

Vera war den Morgen über unruhig gewesen. Sie hatte Emily Brent gemieden – aus einer tiefen Abneigung heraus.

Miss Brent hatte ihren Stuhl um die Ecke des Hauses getragen, um aus dem Wind zu sein. Da saß sie und strickte.

Jedes Mal, wenn Vera an sie dachte, war ihr, als sähe sie das bleiche Gesicht einer Ertrunkenen, mit Seetang, der sich in ihren Haaren verfangt... ein Gesicht, das früher einmal hübsch gewesen war – unverschämt hübsch vielleicht – und das jetzt jenseits von Mitleid und Furcht war.

Und Emily Brent saß seelenruhig und selbstgerecht da und strickte.

Auf der Hauptterrasse saß Richter Wargrave zusammengesunken in seinem Sessel, den Kopf tief zwischen den hochgezogenen Schultern.

Als Vera ihn anschaute, sah sie einen Mann im Zeugenstand – einen jungen Mann mit blonden Haaren und blauen Augen und einem verwirrten, verängstigten Gesicht. Edward Seton. Und in ihrer Vorstellung sah sie, wie die alten Hände des Richters das schwarze Barrett auf den Kopf setzten und wie er begann, das Urteil zu verlesen...

Vera wanderte langsam zum Meer hinunter. Sie lief bis zum äußersten Ende der Insel, wo ein alter Mann saß und zum Horizont starrte.

General MacArthur regte sich, als sie näher kam. (Er wandte den Kopf – eine seltsame Mischung aus Fragen und Angst lag in seinem Blick. Es erschreckte sie. Er sah sie eine Weile aufmerksam an.

«Wie seltsam!», dachte sie. «Es ist fast, als ob er wüsste...»

Er sagte: «Ah, Sie sind das. Sie sind gekommen...»

Vera setzte sich neben ihn.

«Sitzen Sie gerne hier und schauen hinaus aufs Meer?»

Er nickte leicht mit dem Kopf.

«Ja», bestätigte er. «Es ist angenehm. Es ist, glaube ich, ein guter Platz, um zu warten.»

«Zu warten?», fragte Vera scharf. «Worauf warten Sie?»

«Auf das Ende», sagte er sanft. «Aber ich denke, das wissen Sie, oder? Es ist doch so. Wir warten alle auf das Ende.»

«Wie meinen Sie das?», fragte sie mit zittriger Stimme.

«Niemand von uns wird diese Insel wieder verlassen», verkündete General MacArthur. «Das ist der Plan. Sie wissen das natürlich. Bestimmt. Was Sie vielleicht nicht verstehen können, ist die Erleichterung!»

«Die Erleichterung?», fragte Vera verblüfft.

«Ja. Natürlich. Sie sind noch sehr jung», sagte er. «An diesen Punkt sind Sie noch nicht gekommen.

Aber sie kommt, bestimmt. Die Erlösung, wenn Sie wissen, Sie haben mit all dem abgeschlossen – Sie müssen die Last nicht länger tragen. Eines Tages werden Sie das Gleiche fühlen...»

Vera antwortete mit rauer Stimme: «Ich verstehe Sie nicht.»

Ihre Finger verkrampften sich. Plötzlich überfiel sie die Angst. Angst vor diesem ruhigen, alten Soldaten.

«Wissen Sie, ich habe Leslie geliebt. Sehr geliebt...», sagte er nachdenklich.

«War Leslie Ihre Frau?», fragte Vera.

«Ja, meine Ehefrau... Ich habe sie sehr geliebt – und ich war stolz auf sie. Sie war so hübsch und so fröhlich.»

Er war einen Moment lang still, dann fuhr er fort: «Ja, ich habe Leslie geliebt. Deshalb habe ich es getan.»

«Sie meinen –», fragte Vera und verstummte.

General MacArthur nickte leicht mit dem Kopf.

«Es führt zu nichts, jetzt noch zu leugnen – nicht, wenn wir alle sterben werden. Ich habe Richmond in den Tod geschickt. Auf eine Art war es Mord. Seltsam. Ich, ein Mörder – ich bin immer so ein gesetzestreuer Mensch gewesen! Aber damals habe ich das nicht so gesehen. Ich hatte keine Bedenken. «Geschicht ihm recht, verdammt noch mal» – das habe ich damals gedacht. Aber hinterher – »

Mit harter Stimme fragte Vera: «Was war hinterher?»

Er schüttelte sacht den Kopf und sah verwirrt und ein wenig gequält aus.

«Ich weiß nicht. Ich – weiß nicht. Es war alles anders, verstehen Sie. Ich weiß nicht, ob Leslie je etwas vermutet hat – ich glaube nicht. Aber wissen Sie, ich habe mich mit ihr nicht mehr ausgetanzt. Sie war weit weggegangen, dorthin, wo ich sie nicht erreichen konnte. Und dann starb sie – und ich war allein...»

«Allein», wiederholte Vera. «Allein», schallte das Echo ihrer Stimme vom Felsen zu ihr zurück.

«Sie werden ebenfalls froh sein, wenn das Ende kommt», sagte General MacArthur.

Vera stand auf.

«Keine Ahnung, wovon Sie reden!»

«Ich weiß, mein Kind», sagte er. «Ich weiß...»

«Nein, das tun Sie nicht. Sie verstehen überhaupt nichts...»

General MacArthur sah wieder auf das Meer hinaus. Es war, als hätte er vergessen, dass sie hinter ihm stand.

Sehr sanft und sehr leise sagte er:

«Leslie...?»

V

Als Blore mit dem aufgerollten Seil über dem Arm aus dem Haus zurückkehrte, fand er Armstrong, wo er ihn verlassen hatte. Er starrte in die Tiefe.

«Wo ist Mr. Lombard?», fragte Blore atemlos.

«Weg», meinte Armstrong locker. «Wollte die eine oder andere Theorie testen. Er muss jeden Moment

wieder auftauchen. Hören Sie, Blore, langsam mache ich mir doch Sorgen.»

«Ich würde sagen, wir machen uns alle Sorgen.»

Der Arzt winkte ungeduldig ab.

«Aber ja – aber ja. Das meine ich nicht. Ich denke an den alten MacArthur.»

«Was ist mit ihm?»

«Was wir suchen, ist ein Verrückter. Wie wär's mit MacArthur?», fragte Dr. Armstrong grimmig.

«Sie halten ihn für einen Mörder?», fragte Blore ungläubig.

«Das will ich nicht gesagt haben», schränkte Armstrong ein. «Keineswegs. Aber natürlich bin ich kein Spezialist für Geisteskrankheiten. Und unter diesem Aspekt habe ich ihn noch nicht betrachtet. Ich habe mich noch nicht einmal mit ihm unterhalten.»

«Gaga, ja!», räumte Blore ein. «Aber ich würde nicht sagen...»

Armstrong unterbrach ihn. Er war sichtlich darum bemüht, die Fassung zu bewahren:

«Sie haben vermutlich Recht! Aber verdammt, es muss doch jemanden geben, der sich auf dieser Insel versteckt! Ah, da kommt Lombard.»

Sorgfältig knoteten sie das Seil um ihn fest.

«Ich pass schon auf mich auf», sagte Lombard. «Achten Sie nur auf einen plötzlichen Zug am Seil.»

Nachdem sie gemeinsam eine Weile Lombards Abstieg beobachtet hatten, bemerkte Blore:

«Er klettert wie eine Katze, finden Sie nicht?»

In seiner Stimme schwang ein seltsamer Unterton mit.

Armstrong erwiderte: «Ich würde vermuten, dass er seinerzeit mehr als einmal bergsteigen war.»

«Vielleicht.»

Einen Moment lang war es still – bis der Exinspektor brummte: «Komische Sache, diese Höhle. Wissen Sie, was ich glaube?»

«Was?»

«Er ist nicht ganz echt!»

«In welcher Hinsicht?», fragte Armstrong skeptisch.

«Nur so ein Gefühl», knurrte Blore. «Ich würde ihm nicht einen Zentimeter über den Weg trauen.»

Dr. Armstrong sagte: «Ich vermute, sein Leben war ganz schön abenteuerlich.»

Blore erwiderte: «Ich wette, dass einige seiner Abenteuer unter der Decke gehalten werden mussten.» Er hielt kurz inne und fuhr fort. «Haben Sie zufällig einen Revolver mitgebracht?»

Armstrong starrte ihn an.

«Ich? Großer Gott, nein. Warum sollte ich?»

«Und warum hat Mr. Lombard das getan?», fragte Blore.

«Ich vermute – aus Gewohnheit», antwortete Armstrong verunsichert.

Blore schnaubte.

Plötzlich straffte sich das Seil. Für eine Weile hatten sie alle Hände voll zu tun. Als die Anstrengung nachließ, meinte Blore:

«Es gibt solche und solche Gewohnheiten! Mr. Lombard nimmt an die abgelegensten Orte einen Revolver mit, so weit, so gut, und einen Gaskocher und einen Schlafsack und einen Vorrat an Insektenpulver, denk ich mal. Aber Gewohnheit würde ihn nicht veranlassen, die ganze Ausrüstung hierher zu bringen! Nur in Büchern tragen die Leute Revolver mit sich herum, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.»

Dr. Armstrong schüttelte verwirrt den Kopf.

Sie beugten sich vornüber und beobachteten Lombard. Seine Suche war sorgfältig, und sie konnten auf Anhub sehen, dass sie vergebens war. Jetzt kam er über den Rand der Klippe. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

«Also», sagte er. «Wir kommen der Sache näher. Er ist entweder im Haus oder nirgendwo.»

VI

Das Haus war schnell durchsucht. Sie durchkämmten zuerst die wenigen Außengebäude und nahmen sich dann das Hauptgebäude vor. Der Zollstock von Mrs. Rogers, den sie in der Küchentischschublade fanden, half ihnen dabei. Aber es gab keine geheimen Kammern, deren Existenz nicht zu erklären war. Alles war übersichtlich und klar, ein modernes Gebäude ohne Verstecke. Sie gingen zuerst durch das Erdgeschoss. Als sie zu der Etage hinaufstiegen, wo die Schlafzimmer waren, sahen sie durch das Fenster des

Treppenabsatzes Rogers, der ein Tablett mit Cocktails auf die Terrasse trug.

«Eine wundervolle Kreatur, der gute Diener», bemerkte Philip Lombard leichthin. «Macht weiter mit unerschütterlicher Haltung.»

Armstrong sagte anerkennend: «Rogers ist ein erstklassiger Butler, das kann man nicht anders sagen!»

«Und seine Frau war eine erstklassige Köchin», schwärmte Blore. «Dieses Dinner – gestern Abend...»

Sie betraten das erste Zimmer.

Fünf Minuten später standen sie wieder auf dem Treppenabsatz. Niemand, der sich versteckte – kein mögliches Versteck.

«Da ist eine kleine Treppe», rief Blore.

«Sie führt zu den Räumen des Personals», erklärte Dr. Armstrong.

«Unter dem Dach muss es einen Raum geben», vermutete Blore. «Für Zisternen, den Wassertank und Ähnliches. Es ist unsere beste Chance – und die einzige!»

Und dann, wie sie so dastanden, hörten sie plötzlich Geräusche von oben. Leise, flüchtige Schritte direkt über ihren Köpfen.

Sie hörten sie alle. Armstrong griff nach Blores Arm. Lombard hob warnend den Finger.

«Still! – Hören Sie!»

Da war es wieder – jemand bewegte sich leicht, flüchtig über ihren Köpfen.

«Jetzt ist er im Schlafzimmer», flüsterte Armstrong.
«Da, wo Mrs. Rogers liegt.»

«Natürlich!», flüsterte Blore zurück. «Das beste Versteck von allen. Da geht niemand hin. Los jetzt – so leise wie möglich.»

Sie schlichen vorsichtig die Treppe hinauf.

Auf dem kleinen Absatz vor der Tür des Schlafzimmers machten sie Halt. Ja, es war jemand im Raum. Von drinnen hörte man ein feines Knacken.

«Jetzt!», flüsterte Blore.

Er warf die Tür auf und preschte hinein, die anderen beiden dicht hinter ihm.

Dann blieben alle drei wie angewurzelt stehen.

Rogers stand im Zimmer, seine Arme voll gepackt mit Kleidungsstücken.

VII

Blore fasste sich als Erster:

«‘tschuldigung – äh – Rogers. Wir hörten jemand hier herumlaufen und dachten – also – »

Er hielt inne.

«Es tut mir Leid, meine Herren», sagte Rogers. «Ich war gerade dabei, meine Sachen zu holen. Sie haben sicher nichts dagegen, dass ich eines der leeren Gästezimmer auf der unteren Etage beziehe? Das kleinste Zimmer.»

Er sprach zu Armstrong gewandt, und Armstrong erwiderte:

«Selbstverständlich. Selbstverständlich. Machen Sie nur.»

Er vermied es, auf den Körper zu schauen, der mit einem Laken zugedeckt auf dem Bett lag.

«Vielen Dank, Sir», sagte Rogers.

Mit seinen Sachen auf dem Arm verließ er das Zimmer und nahm die Treppe zum unteren Stockwerk.

Armstrong ging zum Bett und hob das Laken. Er sah auf das friedliche Gesicht der toten Frau hinunter. Jetzt stand keine Furcht mehr darin. Nur Leere.

«Ich wünschte, ich hätte mein Labor hier», murmelte Armstrong. «Ich wüsste zu gern, welches Mittel es war.»

Dann wandte er sich an die anderen beiden.

«Lassen Sie uns die Sache zu Ende bringen. Ich habe im Gefühl, dass wir nichts finden werden.»

Blore kämpfte mit den Riegeln einer kleinen Luke.

«Dieser Rogers bewegt sich verdammt leise», knurrte er. «Vor einer Minute haben wir ihn noch im Garten gesehen. Niemand hat ihn heraufkommen gehört.»

«Deshalb haben wir wohl gedacht, da oben müsste ein Fremder herumlaufen», meinte Lombard.

Blore entschwand in einen dunklen höhlenartigen Gang. Lombard zog eine Taschenlampe hervor und folgte ihm.

Fünf Minuten später standen drei Männer auf dem oberen Treppenabsatz und sahen einander an. Sie waren schmutzig und mit Spinnweben bedeckt. Ihre Gesichter sahen grimmig aus.

Es gab nur acht Menschen auf der Insel – sie selbst.

Neuntes Kapitel

I

Lombard sagte langsam: «Wir haben uns geirrt. Auf der ganzen Linie! Haben uns in einen Albtraum aus Aberglauben und Wahnsinn hineingesteigert, und alles nur, weil zwei Todesfälle gleichzeitig eingetreten sind!»

«Trotzdem stimmt da was nicht», widersprach Armstrong. «Zum Teufel, ich bin Arzt, ich kenne mich mit Selbstmord aus. Anthony Marston war nicht der Typ dafür.»

«Könnte es nicht doch ein Unfall gewesen sein?», fragte Lombard unsicher.

«Verdammt komische Art von Unfall», schnaubte Blore.

Es war still, bis Blore fortfuhr: «Und was ist mit der Frau?»

«Mrs. Rogers?»

«Ja. Es wäre doch möglich, dass das ein Unfall gewesen ist.»

«Ein Unfall? Was für einer denn?», wollte Philip Lombard wissen.

Blore wirkte etwas verlegen. Sein rotes Gesicht glühte. Es platzte aus ihm heraus:

«Sie haben ihr doch Betäubungsmittel gegeben, Doktor, oder etwa nicht?»

Armstrong starrte ihn an.

«Betäubungsmittel? Was wollen Sie damit sagen?»

«Gestern Abend. Sie haben selbst gesagt, dass Sie ihr was zum Schlafen gegeben haben.»

«Ja, natürlich. Ein harmloses Beruhigungsmittel.»

«Was war es genau?»

«Ich habe ihr eine schwache Dosis Trional gegeben, ein völlig harmloses Mittel.»

Blores Gesicht wurde noch röter.

«Nun mal Klartext! Sie haben ihr nicht zufällig eine Überdosis verpasst?»

«Was wollen Sie damit sagen?», fragte Dr. Armstrong wütend.

«Es wäre doch möglich, dass Sie einen Fehler gemacht haben. Soll vorkommen, so was.»

«Ich habe nichts dergleichen getan», sagte Armstrong scharf. «Diese Unterstellung ist lächerlich.»

Er hielt inne und fügte dann in kaltem, beißendem Ton hinzu: «Oder wollen Sie andeuten, ich hätte ihr absichtlich eine Überdosis gegeben?»

«Hören Sie auf. Beide», griff Philip Lombard ein. «Wir müssen kühlen Kopf bewahren. Wir sollten nicht anfangen, uns gegenseitig zu beschuldigen.»

«Ich habe nur gesagt, dass dem Doktor vielleicht ein Fehler passiert ist», knurrte Blore.

Dr. Armstrong lächelte bemüht und entblößte die Zähne. «Ärzte können es sich nicht leisten, solche Fehler zu machen, mein Lieber.»

«Es wäre nicht Ihr Erster», konterte Blore, «wenn man der Schallplatte glauben darf.»

Armstrong wurde blass.

«Warum werden Sie so ausfallend, Blore?», fragte Philip Lombard ärgerlich. «Wir sitzen alle im selben Boot. Wir müssen uns zusammenreißen! Was ist eigentlich mit Ihrem schmutzigen kleinen Meineid?»

Mit geballten Fäusten ging Blore einen Schritt auf ihn zu. «Das war kein Meineid! Eine miese Lüge ist das! Sie können mir das Wort verbieten, Mr. Lombard, aber es gibt Dinge, die ich wissen will – und eins davon betrifft Sie!»

Lombard zog die Brauen hoch.

«Mich?»

«Jawohl! Ich will wissen, warum Sie zu einem kleinen geselligen Treffen einen Revolver mitgebracht haben.»

«Das wollen Sie wirklich wissen?»

«Jawohl, das will ich wissen, Mr. Lombard.»

Lombards Antwort kam unerwartet: «Blore, Sie sind nicht halb so dumm, wie Sie aussehen.»

«Schon möglich! Was ist mit dem Revolver?»

Lombard lächelte.

«Ich habe ihn eingesteckt, weil ich dachte, es könnte Ärger geben.»

Misstrauisch knurrte Blore: «Das haben Sie uns gestern Abend nicht erzählt.»

Lombard schüttelte den Kopf.

«Wollten Sie uns das unterschlagen?», bohrte Blore weiter.

«Wenn Sie so wollen, ja.»

«Jetzt spucken Sie's schon aus.»

«Ich ließ Sie alle in dem Glauben, ich wäre auf die gleiche Weise hierher eingeladen worden wie die meisten anderen. Das stimmt nicht ganz. In Wirklichkeit war es so, dass ich von jemand angesprochen wurde – von einem gewissen Morris. Er bot mir hundert Guineas dafür, dass ich hierher komme und die Augen offen halte. Sagte, ich hätte den Ruf, der richtige Mann für eine brenzlige Situation zu sein.»

«Und?», fragte Blore ungeduldig.

«Das ist schon alles», schloss Lombard mit einem Grinsen.

«Aber er hat Ihnen doch sicher noch mehr erzählt?», meinte Dr. Armstrong.

«Leider nein. Klappte zu wie eine Auster. «Machen Sie's oder lassen Sie's», das waren seine Worte. Ich war knapp bei Kasse. Ich hab's gemacht.»

Blore war noch nicht überzeugt.

«Warum haben Sie uns all das nicht gestern Abend erzählt?»

«Mein lieber Blore», Lombards Schulterzucken sprach Bände, «woher sollte ich denn wissen, ob die Ereignisse gestern Abend nicht genau die waren, um die ich mich kümmern sollte? Also blieb ich in Deckung und erzählte eine unverfängliche Geschichte.»

Dr. Armstrong folgte messerscharf. «Aber jetzt – jetzt denken Sie anders?»

Lombards Züge verdüsterten sich und wurden hart.

«Ja. Ich weiß jetzt, dass ich im gleichen Boot wie Sie sitze. Die hundert Guineas waren nur Mr. Owens kleiner Köder, um mich in die Falle zu locken, genau wie Sie.»

Nachdenklich fuhr er fort:

«Denn wir sitzen in einer Falle – darauf schwöre ich jeden Eid! Der Tod von Mrs. Rogers! Der von Tony Marston. Die Figuren, die vom Tisch verschwinden! O ja, Mr. Owens Handschrift ist klar zu erkennen – aber wo, zum Teufel, steckt Mr. Owen selbst?»

Unten ertönte feierlich der Gong zum Mittagessen.

II

Rogers stand neben der Tür zum Esszimmer. Als die drei Männer die Treppe herunterkamen, machte er ein, zwei Schritte auf sie zu und sagte mit einer leisen, besorgten Stimme: «Ich hoffe, Sie sind mit dem Mittagessen zufrieden. Es gibt gekochten Schinken und kalte Zunge und dazu Pellkartoffeln. Außerdem haben wir noch Käse mit Kräckern und Obst aus der Dose.»

«Klingt gut», meinte Lombard. «Die Vorräte reichen also?»

«Wir haben große Lebensmittelbestände – alles in Dosen. Die Speisekammer ist ausgezeichnet bestückt. Eine absolute Notwendigkeit, Sir, würde ich

sagen, auf einer Insel, wo man unter Umständen tagelang vom Festland abgeschnitten ist.»

Lombard nickte.

Rogers folgte den dreien ins Esszimmer und murmelte:

«Ich mache mir Sorgen, Sir. Fred Narracott ist heute nicht mit seinem Boot rübergekommen. Das ist heute ganz besonders unglücklich, könnte man sagen.»

«Ja», stimme Lombard zu. «Ganz besonders unglücklich» trifft es sehr gut.»

Miss Brent kam ins Zimmer. Ein Wollknäuel war ihr he runtergefallen, und sie wickelte es sorgfältig wieder auf. Dann setzte sie sich auf ihren Platz am Tisch.

«Das Wetter wechselt», bemerkte sie. «Der Wind ist ziemlich stark, und die Wellen haben Schaumkronen.»

Gemessenen Schrittes betrat Richter Wargrave den Raum. Mit schnellen Blicken, die aus Augen unter buschigen Brauen hervorschossen, musterte er die im Esszimmer Versammelten.

«Sie hatten einen bewegten Vormittag», stellte er fest.

In seiner Stimme schwang ein boshafte Vergnügen mit.

Außer Atem hastete Vera Claythorne ins Zimmer.

«Sie haben hoffentlich nicht auf mich gewartet», sagte sie schnell. «Komme ich zu spät?»

«Sie sind nicht die Letzte», klärte Emily Brent sie auf. «Der General ist auch noch nicht hier.»

Sie setzten sich um den Tisch.

«Würden Sie bitte anfangen, Madam», forderte Rogers Miss Brent auf. «Oder wollen Sie noch warten?»

«General MacArthur sitzt unten am Meer», erzählte Vera. «Ich glaube nicht, dass er den Gong dort hören kann» – sie zögerte einen Moment –, «er ist heute etwas verwirrt, glaube ich.»

«Ich gehe hinunter», schlug Rogers vor, «und sage ihm, dass das Mittagessen fertig ist.»

«Das mache ich.» Dr. Armstrong sprang auf. «Fangen Sie inzwischen mit dem Essen an.»

Er verließ den Raum. Hinter sich hörte er Rogers' Stimme:

«Kalte Zunge oder kalten Schinken, Madam?»

III

Den fünf Menschen am Tisch fiel es sichtlich schwer, Konversation zu machen. Draußen kamen immer wieder heftige Windböen auf und legten sich rasch wieder.

Vera fröstelte. «Da zieht ein Sturm auf», sagte sie.

Blore leistete seinen Beitrag zur Unterhaltung in lockerem Plauderton:

«Gestern, im Zug von Plymouth, war so ein alter Kerl, der hat die ganze Zeit gesagt, «da braut sich was zusammen». Einfach irre, wie diese alten Seebären sich mit dem Wetter auskennen.»

Rogers lief um den Tisch und sammelte die benutzten Teller ein. Plötzlich blieb er mit den Tellern in der Hand stehen.

Mit seltsam ängstlicher Stimme sagte er:

«Da kommt jemand angerannt...»

Sie konnten es alle hören – Füße, die über die Terasse rannten.

In diesem Augenblick wussten sie es – wussten es, ohne dass man es ihnen sagte...

Wie auf Verabredung sprangen alle auf. Sie standen da und starrten auf die Tür.

Dr. Armstrong erschien, völlig außer Atem.

Er keuchte: «General MacArthur →»

«Tot!» Das Wort explodierte in Veras Mund.

«Ja, er ist tot...»

Es entstand eine Pause – eine lange Pause.

Sieben Menschen sahen einander an und wussten nicht, was sie sagen sollten.

IV

Der Sturm brach los, als der Leichnam des alten Mannes durch die Haustür hereingetragen wurde.

Die anderen standen in der Eingangshalle.

In diesem Augenblick fiel zischend und tosend der Regen nieder. Als Blore und Armstrong mit ihrer Last die Treppe hinaufstiegen, drehte sich Vera Claythorne hastig um und lief in das leere Esszimmer. Es

war so, wie sie es verlassen hatten. Der Nachttisch stand unberührt auf der Anrichte.

Vera trat zum Tisch. Dort stand sie immer noch, als Rogers leise ins Zimmer trat.

Er fuhr zusammen, als er sie sah.

«Sie, Miss! Ich – ich wollte nur nachsehen...»

Eine Frage stand in seinen Augen.

«Sehen Sie ruhig nach, Rogers!» Ihre Stimme war so laut und heiser, dass sie selbst erschrak. «Sie haben ja Recht. Es sind nur noch sieben...!»

V

General MacArthur war auf sein Bett gelegt worden.

Nach einer abschließenden Untersuchung verließ Dr. Armstrong den Raum und ging nach unten. Er fand die anderen im Salon versammelt.

Miss Brent strickte. Vera Claythorne stand am Fenster und starrte auf den prasselnden Regen draußen. Blore saß breitbeinig in einem Sessel, die Hände auf den Knien. Lombard lief ruhelos auf und ab. Am anderen Ende des Raumes saß Richter Wargrave in einem Ohrensessel, die Augen halb geschlossen. Sie öffneten sich, als der Arzt das Zimmer betrat.

«Nun, Herr Doktor?», fragte er mit durchdringender Stimme.

Armstrong war kreidebleich:

«Kein Herzversagen», berichtete er. «Nichts dergleichen. MacArthur wurde mit einem Schlagstock

oder einem ähnlichen Gerät der Hinterkopf eingeschlagen.»

In das entstehende Raunen tönte erneut die klare Stimme des Richters:

«Haben Sie die Tatwaffe gefunden?»

«Nein.»

«Trotzdem sind Sie sich Ihrer Sache sicher?»

«Vollkommen sicher.»

Mit ruhiger Stimme sagte der Richter:

«Jetzt wissen wir genau, woran wir sind.»

Es bestand kein Zweifel darüber, wer in dieser Situation das Sagen hatte. Am Vormittag hatte Wargrave noch zusammengesunken in seinem Sessel auf der Terrasse gesessen und sich von jeglicher Aktivität fern gehalten. Jetzt übernahm er das Kommando mit einer Selbstverständlichkeit, wie man sie durch jahrelange Erfahrung in einer Führungsposition gewinnt. Er war zweifellos der Vorsitzende dieses Gerichts.

Richter Wargrave räusperte sich und sprach weiter.

«Als ich heute Morgen auf der Terrasse saß, meine Herren, wurde ich Zeuge Ihrer Aktivitäten, die zweifellos einen einzigen Zweck verfolgten: Sie haben die Insel nach dem unbekannten Mörder durchsucht.»

«Völlig richtig, Sir», bestätigte Philip Lombard.

Der Richter fuhr fort:

«Sie waren ohne jeden Zweifel zu derselben Erkenntnis gelangt wie ich – dass nämlich der Tod von Anthony Marston und Mrs. Rogers weder zufällig noch selbst verschuldet war. Und zweifellos erkannten Sie daraufhin die Absicht, mit der uns Mr. Owen auf diese Insel lockte.»

«Er ist ein Verrückter! Ein Irrer!», rief Blore heiser.

Der Richter hustete.

«Ja, das ist er gewiss. Aber das tut nichts zur Sache. Unsere wichtigste Aufgabe ist es jetzt – unser Leben zu retten.»

Armstrong unterbrach ihn mit zitteriger Stimme.

«Ich sage Ihnen, es gibt niemanden auf dieser Insel. Niemanden!»

Der Richter strich sich über das Kinn.

«In Ihrem Sinne gibt es niemanden, nein», sagte er sanft. «Zu diesem Ergebnis bin ich schon heute Morgen gekommen. Ich hätte Ihnen sagen können, dass Ihre Suche vergeblich sein würde. Dennoch bin ich fest davon überzeugt, dass «Mr. Owen» oder «Mr. Unbekannt» – um ihn bei seinem selbstgewählten Namen zu nennen – sich tatsächlich auf dieser Insel aufhält. Und zwar ganz sicher. Angesichts des Plans, mit dem wir es hier zu tun haben – und der nichts mehr und nichts weniger vorsieht, als über Menschen Gericht zu halten, deren Verbrechen das Gesetz nicht erreichen kann –, gibt es nur eine Möglichkeit, wie dieser Plan ausgeführt werden könnte. Mr. Owen kann nur auf eine einzige Weise auf diese Insel gelangt sein. Es steht zweifelsfrei fest: Mr. Owen ist einer von uns...»

VI

«O nein, nein, nein...»

Wie ein Stöhnen brach es aus Vera hervor.

Der Richter sah sie scharf an.

«Mein liebes Fräulein», sagte er. «Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Wir befinden uns alle in großer Gefahr. Einer von uns ist U. N. Owen, und wir wissen nicht, wer. Von den zehn Personen, die auf diese Insel gekommen sind, scheiden drei als mögliche Täter aus. Anthony Marston, Mrs. Rogers und General MacArthur sind über jeden Verdacht erhaben! Bleiben noch wir sieben. Von diesen sieben ist einer, wenn ich so sagen darf, ein «falsches» Negerlein.»

Er hielt inne und musterte die Runde.

«Sind wir uns in diesem Punkte einig?»

«Es klingt völlig absurd», erwiderte Armstrong. «Aber ich glaube, Sie haben Recht.»

«Ganz ohne jeden Zweifel», brummte Blore. «Und wenn Sie mich fragen, ich habe da auch schon eine Idee →»

Eine schnelle Handbewegung des Richters unterbrach ihn.

«Dazu kommen wir noch.» Ruhig sprach er weiter: «Jetzt sollten wir uns erst einmal über die Fakten einig sein.»

Emily Brent strickte immer noch.

«Ihre Argumentation scheint logisch», sagte sie. «Ich stimme Ihnen zu: Einer von uns muss vom Teufel besessen sein.»

«Ich kann es nicht glauben», murmelte Vera. «Ich kann einfach nicht...»

«Und Sie, Lombard?», fragte der Richter.

«Ich bin Ihrer Meinung, Sir. Völlig.»

Zufrieden nickte der Richter.

«Lassen Sie uns nun das Beweismaterial sondieren. Am Anfang sollten wir uns folgende Frage stellen: Haben wir Grund, eine spezielle Person zu verdächtigen? Mr. Blore, ich glaube, Sie wollten dazu etwas sagen.»

Blore holte tief Luft: «Lombard hat einen Revolver», platzte er heraus. «Gestern Abend hat er nicht die Wahrheit gesagt. Das gibt er selbst zu.»

Philip Lombard lächelte spöttisch. «Sieht so aus, als müsste ich alles noch einmal erklären.»

Das tat er dann auch. Knapp und präzise erzählte er seine Geschichte.

«Und welchen Beweis dafür haben wir?», schnaubte Blore. «Es gibt nichts, was Ihre Geschichte bestätigt.»

Der Richter hustete.

«Unglücklicherweise sind wir alle in der gleichen Situation. Wir können nur auf unser eigenes Wort vertrauen.»

Er beugte sich vor.

«Sie haben alle immer noch nicht begriffen, in welcher seltsamer Lage wir uns befinden. Nach meinem Dafürhalten können wir nur auf eine einzige Art vorgehen. Ist jemand unter uns, den wir auf Grund der uns vorliegenden Beweise von jeglichem Verdacht freisprechen könnten?»

Sofort meldete sich Dr. Armstrong zu Wort.

«Ich bin ein bekannter Arzt. Die bloße Vorstellung, ich stünde im Verdacht...»

Wieder unterbrach die Handbewegung des Richters einen Redner, bevor er seine Ausführungen beendet

hatte. Richter Wargrave sagte mit seiner leisen, klaren Stimme:

«Auch ich bin eine bekannte Persönlichkeit! Aber, mein sehr geehrter Herr, das beweist gar nichts! Auch Ärzte können dem Wahnsinn anheim fallen. Es gibt Richter, die verrückt geworden sind. Und», er schaute zu Blore hinüber, «auch Polizisten wurden schon wahnsinnig!»

«Wie dem auch sei», warf Lombard ein, «die Frauen nehmen Sie doch wohl davon aus.»

Der Richter zog die Brauen hoch. Seine Stimme hatte jenen ätzenden Klang, den man bei Gericht so gut von ihm kannte, als er fragte:

«Verstehe ich Sie richtig? Wollen Sie behaupten, Frauen wären frei von Mordgelüsten?»

Irritiert erwiderte Lombard: «Natürlich nicht. Aber trotzdem scheint es kaum möglich...»

Er brach abrupt ab. Richter Wargrave wandte sich mit unverändert leiser, säuerlicher Stimme an Armstrong:

«Ich nehme doch an, Dr. Armstrong, dass eine Frau kräftemäßig dazu fähig gewesen wäre, dem armen MacArthur den tödlichen Schlag zu versetzen?»

«Absolut», antwortete der Arzt gelassen, «vorausgesetzt, sie benutzt das passende Instrument, einen Gummiknüppel oder einen Totschläger zum Beispiel.»

«Es würde also keine übermäßig große Kraftanstrengung erfordern?»

«Überhaupt nicht.»

Richter Wargrave reckte seinen Schildkrötenhals.

«Die beiden anderen Todesfälle wurden durch das Verabreichen von Gift verursacht», erinnerte er sie. «Das hätte natürlich, und das wird niemand bestreiten, auch eine Person mit ganz geringen Kräften tun können.»

«Ich glaube, Sie sind verrückt!», rief Vera wütend.

Er drehte langsam den Kopf, bis seine Augen auf ihr ruhten. Er musterte sie mit dem leidenschaftslosen Blick des Mannes, der gewohnt ist, die menschliche Natur in der Waagschale der Justiz zu wiegen.

«Er sieht mich nur als – als Exemplar einer Gattung. Und», der nächste Gedanke überraschte sie, «er mag mich nicht besonders.»

In ruhigem Ton sagte der Richter gerade: «Liebes Fräulein, bitte beherrschen Sie sich. Ich beschuldige Sie doch gar nicht.»

Mit einer Verbeugung wandte er sich an Miss Brent: «Ich hoffe, Sie sind nicht gekränkt, Miss Brent, wenn ich darauf bestehe, dass jeder von uns gleichermaßen unter Verdacht steht?»

Emily Brent strickte. Sie sah nicht hoch. Mit eisiger Stimme sagte sie:

«Die Vorstellung, mich der Tötung eines Mitmenschen zu beschuldigen – und gar der von drei Menschen – ist selbstverständlich völlig absurd für jeden, der mich und meinen Charakter kennt. Aber ich sehe ein, dass wir Fremde füreinander sind und dass unter den gegebenen Umständen keiner von uns ohne glasklare Beweise davonkommt. Wie ich bereits sagte, ein Teufel ist unter uns.»

«Dann sind wir uns einig», stellte der Richter fest. «Ausnahmen allein auf Grund von Charakter oder Beruf wird es nicht geben.»

«Und was ist mit Rogers?», wollte Lombard wissen.

«Was soll mit ihm sein?»

Der Richter sah ihn ungerührt an.

«Also, meiner Ansicht nach scheidet Rogers so ziemlich aus.»

«Tatsächlich? Und aus welchem Grund?»

«Zum einen, weil er nicht schlau genug dafür ist, und dann, weil seine Frau zu den Opfern gehört.»

Wieder zog der Richter die Augenbrauen hoch:

«Zu meiner Zeit, junger Mann, habe ich mehrfach mit Menschen zu tun gehabt, die des Mordes an ihrer Ehefrau angeklagt waren – und für schuldig befunden wurden.»

«Ganz Ihrer Meinung. Gattenmord ist sehr gut möglich, liegt schon fast in der Natur der Sache!», schnaubte Blore. «Aber nicht dieser Mord! Ich könnte mir vorstellen, dass Rogers seine Frau umbringt, weil er Angst hat, sie würde zusammenbrechen und ihn verraten, oder weil er sie plötzlich nicht mehr mag, oder weil er sich mit einer kleinen, süßen Maus, die weniger Haare auf den Zähnen hat, zusammen tun will. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er dieser wahnsinnige Owen ist, der in seinem Gerechtigkeitswahn seine Frau für etwas bestraft, was sie beide zusammen verbochen haben.»

«Gerüchte sind keine Beweise», warnte Wargrave. «Wir wissen nicht, ob Rogers und seine Frau ihre Arbeitgeberin wirklich umgebracht haben. Das könn-

te eine falsche Behauptung gewesen sein, um uns glauben zu machen, Rogers sei in derselben Lage wie wir anderen. Mrs. Rogers' panische Angst gestern Abend könnte sie befallen haben, als sie plötzlich entdeckte, dass ihr Mann verrückt geworden war.»

«Also gut, wie Sie wollen», gab Lombard sich geschlagen. «U. N. Owen ist einer von uns. Ausnahmen sind nicht zulässig. Wir kommen alle in Frage.»

«Mir geht es darum», erklärte der Richter, «dass keine Ausnahmen auf Grund von Charakter, Beruf oder Wahrscheinlichkeit gemacht werden. Wir müssen jetzt untersuchen, ob einer oder mehrere von uns auf Grund von Fakten ausscheiden. Etwas einfacher ausgedrückt: Ist jemand unter uns, der unter keinen Umständen Anthony Marston Zyankali oder Mrs. Rogers eine Überdosis Schlafmittel hätte verabreichen können und der keine Gelegenheit hatte, den tödlichen Schlag gegen General MacArthur zu führen?»

Blores besorgtes Gesicht hellte sich auf. Er beugte sich vor.

«Jetzt reden Sie Klartext, Sir! Genau das ist es! Da müssen wir ran! Was den jungen Marston betrifft – also, ich glaube, da kann man nichts machen. Es wurde ja schon gesagt, dass jemand ihm was von draußen ins Glas geschmuggelt hat, ehe er sich zum letzten Mal nachschenkte. Und jemand im Zimmer hätte das noch viel leichter machen können. Ich kann mich nicht erinnern, ob Rogers im Zimmer war, aber jeder von uns hätte es genauso gut tun können.»

Er schwieg einen Moment. Dann fuhr er fort:

«Nehmen Sie einmal diese Rogers – also da fallen einem gleich zwei Leute ein: ihr Mann und der Doktor. Für jeden wäre es ein Kinderspiel gewesen...»

Armstrong sprang auf. Er zitterte.

«Ich protestiere – das ist einfach unerhört! Ich schwöre, dass die Dosis, die ich ihr gegeben habe, völlig –»

«Dr. Armstrong!»

Die scharfe, leise Stimme duldeten keinen Widerspruch. Der Arzt brach mitten im Satz abrupt ab. Die eisige, leise Stimme des Richters sprach weiter.

«Ihre Empörung ist nur natürlich. Trotzdem müssen Sie zugeben, dass die Tatsachen für sich sprechen. Sowohl Sie als auch Rogers hätten ihr mit Leichtigkeit eine Überdosis verabreichen können. Kommen wir jetzt aber zu den anderen. Welche Möglichkeit hatte ich selbst oder Inspektor Blore oder Miss Brent oder Miss Claythorne oder Mr. Lombard, das Gift zu verabreichen? Kann einer von uns völlig von jedem Verdacht ausgenommen werden?» Er hielt einen Augenblick inne. «Ich glaube nicht.»

«Ich war nicht einmal in der Nähe dieser Frau!», wehrte sich Vera wütend. «Das können alle hier beschwören.»

Richter Wargrave legte eine kurze Pause ein, ehe er sagte:

«Soweit ich mich erinnere, spielten sich die Dinge folgendermaßen ab – bitte korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre. Anthony Marston und Mr. Lombard legten Mrs. Rogers aufs Sofa, dann trat Dr. Armstrong zu ihr. Er schickte Rogers nach einem

Glas Brandy. Als Nächstes stellte sich die Frage, woher die Stimme kam, die wir soeben vernommen hatten. Wir gingen alle ins Nebenzimmer mit Ausnahme von Miss Brent, die im Zimmer zurückblieb – ganz allein mit der bewusstlosen Mrs. Rogers.»

Rote Flecken erschienen auf Emily Brents Wangen. Sie unterbrach ihre Strickarbeit.

«Das ist unerhört!», empörte sie sich.

Gnadenlos fuhr die leise Stimme fort: «Als wir in dieses Zimmer zurückkamen, fanden wir Sie, Miss Brent, wie Sie sich über die Frau auf dem Sofa beugten.»

«Ist Menschlichkeit ein Verbrechen?», schnappte Emily Brent zurück.

«Ich stelle nur die Tatsachen fest. Rogers kam mit dem Brandy, den er natürlich sehr wohl vorher hätte präparieren können. Der Brandy wurde der Frau eingeflößt, und kurz darauf halfen ihr Dr. Armstrong und ihr Ehemann hinauf ins Schlafzimmer, wo Dr. Armstrong ihr ein Beruhigungsmittel gab.»

«Genauso war's», rief Blore. «Absolut. Damit sind der Richter, Mr. Lombard, ich natürlich und Miss Claythorne aus dem Schneider.»

Seine Stimme war laut und triumphierend. Richter Wargrave musterte ihn mit kaltem Blick und murmelte:

«Stimmt das wirklich? Wir müssen jede denkbare Möglichkeit in Erwägung ziehen.»

Blore starrte ihn ungläubig an.

«Was meinen Sie damit?»

«Stellen Sie sich vor», fuhr der Richter fort, «oben in ihrem Schlafzimmer liegt Mrs. Rogers im Bett. Allmählich beginnt das Beruhigungsmittel, das der Doktor ihr gegeben hat, zu wirken. Sie ist schläfrig und willenlos. Angenommen, in diesem Moment klopft es an die Tür, jemand tritt ein und bringt ihr zum Beispiel eine Tablette oder ein Getränk, und er sagt ihr, dies schicke der Doktor und sie solle es sofort einnehmen. Können Sie sich auch nur eine Sekunde lang vorstellen, sie hätte nicht gehorsam und ohne zu überlegen alles eingenommen und hinuntergeschluckt?»

Alle schwiegen. Blore trat stirnrunzelnd von einem Bein aufs andere.

Philip Lombard sagte: «Ich glaube diese Geschichte keine Sekunde. Außerdem hat keiner von uns dieses Zimmer verlassen, und zwar noch Stunden später nicht. Wir waren mit Marstons Tod und dem ganzen Drumherum beschäftigt.»

«Jemand hätte ja auch später noch sein oder ihr Schlafzimmer wieder verlassen können», gab der Richter zu bedenken.

Lombard widersprach: «Aber dann wäre doch Rogers da oben gewesen.»

Dr. Armstrong wurde unruhig.

«Nein», sagte er. «Rogers ging wieder nach unten, um das Esszimmer und die Anrichte aufzuräumen. Jeder hätte ungesehen zum Schlafzimmer von Mrs. Rogers hinaufgehen können.»

«Aber Doktor», mischte Emily Brent sich ein, «die arme Frau müsste auf Grund Ihres Mittels doch längst fest geschlafen haben.»

«Mit großer Wahrscheinlichkeit, ja. Aber es ist nicht hundertprozentig sicher. Bevor man einen Patienten nicht mehrfach behandelt hat, kann man nicht genau sagen, wie er auf dieses oder jenes Mittel reagiert. Es dauert manchmal ziemlich lange, bis ein Beruhigungsmittel wirkt. Es hängt davon ab, wie der Patient auf dieses spezielle Mittel reagiert.»

«Das müssen Sie natürlich sagen, Doktor», meinte Blore. «Passt gut ins Konzept.»

Wieder verdüsterte sich Armstrongs Gesicht vor Wut.

Und wieder erstickte die eisige, leidenschaftslose Stimme des Richters jedes weitere Wort.

«Gegenseitige Anschuldigungen bringen uns nicht weiter. Wir brauchen Fakten. Es steht wohl fest, dass das, was ich geschildert habe, sich so hätte zutragen können. Ich gebe gern zu, dass die Wahrscheinlichkeit nicht gerade hoch ist, aber auch hier hängt es ganz davon ab, wer diese Person gewesen wäre. Das Erscheinen von Miss Brent oder Miss Claythorne hätte bei der Kranken keinen Verdacht erregt. Wenn ich selbst oder die Herren Blore oder Lombard gekommen wären, hätte es zumindest ungewöhnlich gewirkt. Trotzdem bin ich davon überzeugt, dass auch ein solcher Besuch nicht unbedingt einen Verdacht bei Mrs. Rogers ausgelöst hätte.»

«Und das führt uns – wohin?», fragte Blore.

VII

Richter Wargrave strich sich über die Lippen. Er wirkte völlig gefühllos und unbeteiligt, als er redete.

«Somit haben wir auch den zweiten Mord analysiert und mussten feststellen, dass keiner von uns über einen Verdacht erhaben ist.»

Er hielt kurz inne und fuhr fort:

«Wir kommen jetzt zum Tod von General MacArthur, der sich heute Morgen ereignet hat. Ich fordere jeden, der glaubt, ein Alibi zu haben, auf, es uns vorzutragen. Was mich betrifft, so möchte ich gleich sagen, dass ich kein brauchbares Alibi besitze. Ich war den ganzen Vormittag auf der Terrasse und habe über die sonderbare Situation nachgedacht, in die wir alle hineingeraten sind.

Ich habe den ganzen Morgen auf diesem Stuhl dort gesessen, bis der Gong ertönte. Während dieser Zeit war ich des Öfteren völlig allein und unbeobachtet und hätte durchaus die Möglichkeit gehabt, zum Strand hinunterzugehen, den General zu töten und wieder zu meinem Stuhl zurückzukehren. Es gibt nur mein Wort als Beweis dafür, dass ich die Terrasse nicht verlassen habe. Unter den gegebenen Umständen reicht das nicht aus. Was fehlt, ist ein Beweis.»

Blore ergriff das Wort:

«Ich war den ganzen Morgen mit Lombard und Dr. Armstrong zusammen. Die können das bestätigen.»

«Sie sind zum Haus gelaufen, um ein Seil zu holen», erinnerte sich Armstrong.

«Klar doch. Ging direkt dorthin und kam gleich wieder zurück. Das wissen Sie doch.»

«Es hat ziemlich lange gedauert...»

Blore lief scharlachrot an.

«Was zum Teufel wollen Sie damit sagen, Armstrong?»

«Ich sage nur, dass Sie lange weg waren», wiederholte Armstrong.

«Musste erst danach suchen! Ein langes Seil findet man ja nicht einfach so.»

Richter Wargrave mischte sich ein: «Waren Sie beide während Mr. Blores Abwesenheit zusammen?»

«Sicher doch», sagte Armstrong in aggressivem Ton. «Das heißt, Lombard ging kurz weg, ich blieb, wo ich war.»

«Ich wollte ausprobieren, ob es möglich ist, Leuchtsignale zum Festland hinüberzuschicken.» Lombard lächelte. «Wollte den günstigsten Fleck dafür finden. Ich war höchstens eine oder zwei Minuten weg.»

Armstrong nickte: «Das stimmt. Ich versichere Ihnen, für einen Mord war er nicht lange genug weg.»

«Hat einer von Ihnen beiden auf die Uhr gesehen?», fragte der Richter.

«Nein.»

«Ich hatte keine dabei», sagte Philip Lombard.

«Eine oder zwei Minuten sind eine ziemlich ungenaue Zeitangabe», bemerkte der Richter.

Er wandte sich der aufrechten Gestalt mit dem Strickzeug im Schoß zu:

«Miss Brent?»

«Ich habe mit Miss Claythorne zusammen einen Spaziergang zum höchsten Punkt der Insel gemacht.

Anschließend habe ich auf der Terrasse in der Sonne gegessen.»

«Ich glaube nicht, dass ich Sie dort gesehen habe», sagte der Richter.

«Ich saß um die Ecke, auf der Ostseite. Dort ist man aus dem Wind.»

«Und da saßen Sie bis zum Mittag?»

«Jawohl.»

«Miss Claythorne?»

Vera antwortete bereitwillig.

«Morgens war ich schon ziemlich früh mit Miss Brent zusammen», sagte sie mit klarer Stimme. «Danach bin ich ein bisschen herumgewandert. Später bin ich hinunter zum Meer gelaufen und habe mich mit General MacArthur unterhalten.»

Richter Wargrave unterbrach sie: «Um welche Zeit war das?»

Zum ersten Mal war Veras Antwort recht ungenau.

«Ich weiß nicht genau. Etwa eine Stunde vor dem Mittagessen – es könnte auch weniger gewesen sein.»

«War es bevor oder nachdem wir mit ihm geredet hatten?», fragte Blore.

«Ich weiß es nicht», antwortete Vera. «Er – er war sehr sonderbar.»

Sie fröstelte.

«Was meinen Sie mit «sonderbar»?», wollte der Richter wissen.

«Er sagte, wir würden alle sterben. Und dass er auf das Ende warte. Er machte mir Angst...»

Der Richter nickte.

«Was taten Sie als Nächstes?»

«Ich ging zum Haus zurück. Unmittelbar vor dem Essen ging ich wieder hinaus und bin den Hügel hinter dem Haus hochgeklettert. Ich war den ganzen Tag über schrecklich unruhig.»

Der Richter strich sich übers Kinn.

«Bleibt noch Rogers. Aber ich bezweifle, ob seine Aussage unseren bisherigen Erkenntnissen noch etwas hinzufügen wird.»

Der vor Gericht zitierte Rogers hatte wenig zu berichten. Er war den ganzen Vormittag mit Haushaltsangelegenheiten und dem Zubereiten des Mittagessens beschäftigt gewesen. Vor dem Essen hatte er Cocktails auf die Terrasse getragen und danach seine Sachen aus der Dachkammer in sein neues Zimmer geräumt. Den ganzen Morgen hatte er nicht aus dem Fenster geschaut, und überhaupt hatte er nichts gesehen, was irgendeinen Hinweis auf den Tod von General MacArthur geben könnte. Aber er konnte schwören, dass noch acht Porzellanfiguren auf dem Tisch standen, als er ihn zum Essen deckte.

Rogers war am Ende seiner Aussage angelangt und schwieg.

Richter Wargrave räusperte sich.

«Jetzt kommt die große Zusammenfassung», flüsterte Lombard Vera Claythorne zu.

«Wir haben die Umstände dieser drei Todesfälle nach besten Kräften untersucht», begann der Richter. «Obwohl es im einen oder anderen Fall so aussieht, als ob bestimmte Personen aller Wahrscheinlichkeit nach nichts damit zu tun hätten, können wir dennoch niemanden völlig von einem Verdacht freispre-

chen. Ich wiederhole daher meine feste Überzeugung: Von den sieben Personen, die hier in diesem Raum versammelt sind, ist einer ein gefährlicher und wahrscheinlich wahnsinniger Verbrecher. Wir haben keinerlei Hinweise, wer diese Person sein könnte. Was wir beim jetzigen Stand der Dinge tun können, ist, nach Möglichkeiten zu forschen, wie Hilfe vom Festland zu holen ist. Sollte sich diese Hilfe verzögern, was angesichts der herrschenden Wetterverhältnisse nur allzu wahrscheinlich ist, müssen wir Mittel und Wege finden, wie wir uns schützen können.

Ich bitte Sie alle, dies zu bedenken und mir Ihre Vorschläge mitzuteilen. In der Zwischenzeit sollte jeder und jede von uns auf der Hut sein. Bisher hatte der Mörder leichtes Spiel, weil seine Opfer ahnungslos waren. Von nun an ist es unsere Pflicht, jedem zu misstrauen. Gewarnt ist gewappnet. Gehen Sie kein Risiko ein und seien Sie wachsam. Das wäre alles.»

«Die Verhandlung wird vertagt...», murmelte Philip Lombard leise.

Zehntes Kapitel

I

«Glauben Sie das alles?», fragte Vera.
Sie und Philip saßen zusammen auf der Fensterbank im Salon. Draußen prasselte der Regen, der Sturm heulte und drückte in heftigen Böen gegen die Fensterscheiben.

Philip Lombard neigte den Kopf leicht zur Seite, bevor er antwortete.

«Sie meinen, ob ich glaube, dass der alte Wargrave Recht hat, wenn er sagt, es ist einer von uns?»

«Ja.»

«Schwer zu sagen», antwortete er nachdenklich. «Logisch betrachtet hat er Recht, und dennoch...»

«Und dennoch klingt alles unglaublich!», vollendete Vera seinen Satz.

Philip Lombard verzog das Gesicht.

«Die ganze Sache ist unglaublich! Aber nach MacArthurs Tod gibt es wenigstens in einer Hinsicht keinen Zweifel mehr. Es geht nicht mehr um einen Unfall oder Selbstmord. Es ist tatsächlich Mord. Genauer gesagt drei Morde bis jetzt.»

Vera schauderte.

«Es ist wie ein böser Traum. Ich habe immer das Gefühl, solche Dinge können eigentlich gar nicht passieren!»

«Ich weiß», sagte er verständnisvoll. «Gleich klopft jemand an die Tür und bringt den Frühstückstee herein.»

«Ich wünschte, das wäre so!»

«Ja, aber so ist es leider nicht», sagte Lombard mit ernster Stimme. «Wir sind mittendrin in diesem Traum! Und wir müssen von jetzt an sehr gut aufpassen.»

Vera senkte die Stimme und flüsterte:

«Wenn – wenn es einer von denen ist – wer, glauben Sie, ist es?»

Plötzlich grinste Lombard.

«Wenn ich Sie richtig verstehe, nehmen Sie uns zwei davon aus? Einverstanden. Ich weiß ganz sicher, dass ich nicht der Mörder bin, und Sie, Vera, kommen mir alles andere als verrückt vor. Für mich sind Sie eine der vernünftigsten und normalsten Frauen, die ich kenne. Ich würde meinen guten Ruf darauf verwetten, Sie sind völlig normal.»

«Vielen Dank», sagte Vera und zwang sich zu lächeln.

«Kommen Sie, Miss Vera Claythorne», neckte Lombard sie, «wollen Sie das Kompliment nicht zurückgeben?»

Vera zögerte einen Moment, ehe sie antwortete:

«Sie haben zugegeben, dass Ihnen das menschliche Leben nicht besonders heilig ist. Trotzdem kann ich

mir nicht vorstellen, dass Sie die Schallplatte besprochen haben.»

«Richtig getippt. Wenn ich einen oder mehrere Morde begehen würde, dann nur, wenn ich richtig was davon hätte. Diese Massenabfertigung ist nicht mein Stil. Wir zwei sind also die Ausnahme und können uns ganz auf unsere fünf Mitgefangenen konzentrieren. Wer von ihnen ist Mr. Unbekannt, Mr. U. N. Owen? Lassen Sie mich raten, blind und ohne einen konkreten Anhaltspunkt – ich tippe auf Wargrave!»

«Oh!», entfuhr es Vera überrascht. Sie dachte kurz nach. Dann fragte sie: «Und warum?»

«Kann ich nicht genau sagen. Vielleicht, weil er ein alter Mann ist und jahrzehntelang bei Gerichtsverhandlungen den Vorsitz geführt hat. Im Klartext heißt das, er hat jedes Jahr monatelang Gott gespielt. Irgendwann steigt das einem zu Kopf. Er fängt an, sich allmächtig zu fühlen, als jemand, der Macht über Leben und Tod hat – und dann rastet er aus und will noch einen Schritt weitergehen: Er will Henker und oberster Richter in einer Person sein.»

«Ja, das halte ich für möglich... », antwortete Vera nachdenklich.

«Und auf wen tippen Sie?», fragte Lombard.

«Auf Dr. Armstrong.» Ihre Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

Lombard stieß einen leisen Pfiff aus.

«Was? Der Doktor? Auf ihn wäre ich zuallerletzt gekommen.»

Vera schüttelte den Kopf.

«O nein! Bei zwei Toten war Gift im Spiel. Das weist eindeutig auf einen Arzt hin. Außerdem können Sie nicht bestreiten, dass das Einzige, was Mrs. Rogers mit Sicherheit eingenommen hat, das Beruhigungsmittel war, das er ihr gegeben hat.»

«Das ist richtig», stimmte er ihr zu.

«Wenn ein Arzt wahnsinnig wird, dauert es relativ lange, ehe jemand Verdacht schöpft», sagte Vera. «Und Ärzte sind dauernd überlastet und haben schrecklich viel Stress.»

«Stimmt», gab Lombard zu. «Aber ich bezweifle, dass er MacArthur umbringen konnte. Die kurze Zeit, die ich ihn allein gelassen habe, hätte dafür nicht gereicht – es sei denn, er wäre gerannt – zum Meer hinunter und wieder zurück. Ich glaube nicht, dass er so gut in Form ist und so fit, dass man ihm die Anstrengung nachher nicht anmerkt.»

«Er hat es nicht zu dem Zeitpunkt getan», erklärte Vera. «Er hatte später noch Gelegenheit dazu.»

«Wann denn?»

«Als er hinunterlief, um den General zum Essen zu holen.»

Wieder stieß Phillip einen leisen Pfiff aus.

«Sie denken also, er hat es erst dann getan? Das wäre ziemlich kaltblütig!»

«Welches Risiko wäre er denn eingegangen?», fragte Vera ungeduldig. «Er ist der Einzige, der sich in der Medizin auskennt. Er kann beschwören, dass die Leiche mindestens schon eine Stunde tot war. Und wer wollte ihm widersprechen?»

Philip betrachtete sie nachdenklich.

«Ihre Idee ist ganz schön clever. Ich frage mich...»

II

«Wer ist es, Mr. Blore? Das muss ich wissen. Wer ist es?»

In Rogers' Gesicht arbeitete es. Seine Finger umklammerten ein Fensterleder, das er in der Hand hielt.

«Tja, mein Lieber, das ist die Frage!», erwiderte Exinspektor Blore.

«Einer von uns, hat Seine Lordschaft gesagt. Aber wer? Das will ich wissen. Wer ist dieser Satan in Menschengestalt?»

«Das wüssten wir alle gern.»

«Aber Sie wissen doch was, Mr. Blore», sagte Rogers mit verschwörerischer Stimme. «Sie haben ganz sicher 'ne Vermutung, hab ich Recht?»

«Vielleicht habe ich wirklich eine Vermutung», sagte Blore bedächtig, «aber glauben ist nicht wissen. Ich kann mich irren. Aber eins steht fest: Wenn ich Recht habe, ist die Person, von der wir reden, ein ziemlich gerissener Bursche – wirklich ziemlich gerissen.»

Rogers wischte sich den Schweiß von der Stirn.

«Es ist wie ein böser Traum», krächzte er mit heiserer Stimme. «Ein Albtraum!»

Blore sah ihn neugierig an. «Haben Sie selbst vielleicht einen Verdacht, Rogers?»

Der Butler schüttelte den Kopf.

«Ich weiß nicht. Ich weiß überhaupt nichts, und das macht mir am allermeisten Angst. Dass man nichts weiß...»

III

«Wir müssen weg von hier – unbedingt – weg! Koste es, was es wolle!», rief Doktor Armstrong erregt.

Richter Wargrave blickte nachdenklich aus dem Fenster des Rauchsalons. Seine Finger spielten mit der Kordel seiner Brille.

«Ich will nicht behaupten, ich könnte das Wetter vorhersagen», antwortete er, «aber ich würde meinen, dass es momentan für ein Boot schier unmöglich ist, zu uns herüberzukommen – selbst wenn jemand von unserer Zwangslage wüsste. Unter vierundzwanzig Stunden ist da nichts zu machen, und auch dann nur, wenn der Wind sich wieder beruhigt.»

Dr. Armstrong ließ seinen Kopf in die Hände sinken und stöhnte auf: «Und in der Zwischenzeit werden wir vielleicht allesamt im eigenen Bett ermordet?»

«Ich hoffe nicht», sagte Richter Wargrave. «Ich habe vor, jede mögliche Vorsichtsmaßnahme dagegen zu ergreifen.»

Blitzartig schoss Armstrong die Erkenntnis durch den Kopf, dass ein alter Mann wie der Richter möglicherweise viel stärker am Leben hing als mancher junge Mensch. In den Jahren seiner Tätigkeit als Arzt

hatte er sich darüber schon oft gewundert. Hier war er selbst etwa zwanzig Jahre jünger als der Richter, und doch war sein Überlebenswille wesentlich geringer ausgeprägt.

Der Richter dachte gerade: «Im eigenen Bett ermordet! Ärzte sind doch alle gleich – können nur in Klischees denken. Von absolut durchschnittlichem Verstand.»

«Immerhin hat es schon drei Opfer gegeben», sagte Dr. Armstrong jetzt. «Daran möchte ich Sie erinnern.»

«Gewiss. Aber erinnern Sie sich bitte daran, dass sie allesamt auf den Angriff nicht vorbereitet waren. Wir aber sind vorgewarnt.»

«Und was nutzt uns das?» Dr. Armstrongs Stimme klang bitter. «Früher oder später →»

«Ich glaube, es gibt einiges, was wir tun können», erklärte der Richter.

«Wir wissen noch nicht einmal, wer es sein könnte», gab Armstrong zu bedenken.

Der Richter strich sich übers Kinn und murmelte: «Ach wissen Sie, das würde ich so nicht sagen.»

Armstrong starrte ihn an.

«Heißt das, Sie wissen, wer...?»

«Was die tatsächlichen Beweise angeht», antwortete er vorsichtig, «wie sie bei Gericht gefordert werden, muss ich passen, ich habe keine. Aber wenn ich die ganze Sache noch einmal durchgehe, scheint mir, dass sich eine bestimmte Person ganz klar abzeichnet. Ja, das glaube ich.»

Armstrong starrte ihn an.

«Ich verstehe nicht.»

IV

Miss Brent ging nach oben auf ihr Zimmer.

Sie nahm ihre Bibel und setzte sich ans Fenster. Sie schlug eine Seite auf. Nach kurzem Zögern legte sie die Bibel beiseite und ging zum Frisiertisch. Aus einer Schublade holte sie ein kleines, in schwarzes Papier gebundenes Notizbuch. Sie schlug es auf und begann zu schreiben.

Etwas Schreckliches ist geschehen. General MacArthur ist tot. (Sein Cousin ist mit Elsie MacPherson verheiratet.) Es besteht kein Zweifel, dass er ermordet wurde. Nach dem Mittagessen hielt uns der Richter eine höchst interessante Ansprache. Er ist davon überzeugt, dass der Mörder einer von uns ist. Das heißt, einer von uns ist vom Teufel besessen. Wie ich bereits vermutet habe. Wer von uns ist es? Alle fragen sich das. Ich allein weiß...

Eine Zeit lang saß sie reglos da. Ihre Augen blickten ziellos und verschwommen. Der Bleistift schwankte wie trunken zwischen ihren Fingern. In zitterigen, einzeln hingekritzeltten Großbuchstaben schrieb sie:

«Der Name des Mörders lautet Beatrice Taylor...»

Ihre Augen fielen zu.

Plötzlich schreckte sie hoch, wachte auf. Sie blickte auf das Notizbuch. Ärgerlich stieß sie einen Fluch aus und untersuchte die unsicheren, verzerrten Kinkel des letzten Satzes. Mit gepresster Stimme fragte sie sich:

«Habe ich das geschrieben? Wirklich ich? Ich muss langsam verrückt werden...»

V

Das Unwetter tobte immer heftiger. Der Sturm heulte gegen die Hausseite.

Alle waren im Wohnzimmer versammelt. Teilnahmslos saßen sie beieinander. Und beobachteten sich heimlich gegenseitig.

Als Rogers mit dem Tee hereinkam, fuhren sie erschrocken zusammen.

«Soll ich die Vorhänge zuziehen?», erkundigte er sich. «Es wäre etwas gemütlicher.»

Mit allgemeiner Zustimmung wurden die Vorhänge zugezogen und die Lampen eingeschaltet. Behaglichkeit breitete sich im Raum aus, die Düsternis hellte sich ein wenig auf. Bestimmt würde sich der Sturm bis morgen beruhigen und jemand würde herüberkommen... ein Boot würde anlegen...

«Möchten Sie den Tee einschenken, Miss Brent?», fragte Vera Claythorne.

«Nein, machen Sie das nur, meine Liebel», antwortete die ältere Frau. «Die Teekanne ist so schwer.

Und außerdem habe ich zwei Stränge von meiner grauen Wolle verloren. Ärgerlich ist das.»

Vera trat zum Teetisch. Das muntere Klappern und Klirren von Porzellan ertönte. Die Normalität kehrte zurück.

Tee! Gelobt sei der ganz normale tägliche Nachmittagstee! Philip Lombard machte eine witzige Bemerkung. Blore gab eine zurück. Dr. Armstrong erzählte eine humorvolle Geschichte. Richter Wargrave, der normalerweise Tee hasste, schlürfte genussvoll.

Mitten in diese entspannte Stimmung platzte Rogers.

Und Rogers war außer sich. Nervös und ohne jemanden direkt anzusprechen, sprudelte er heraus:

«Entschuldigen Sie, Sir, aber weiß hier jemand, was aus dem Badezimmervorhang geworden ist?»

Ruckartig hob Lombard den Kopf.

«Der Badezimmervorhang? Was zum Teufel meinen Sie, Rogers?»

«Er ist weg, Sir. Hat sich in Luft aufgelöst. Ich habe die Runde gemacht und alle Vorhänge zugezogen, und der im Klo – im Bad, meine ich – war nicht mehr da.»

«War er denn heute Morgen noch da?», fragte Richter Wargrave.

«O ja, Sir.»

«Um was für eine Art Vorhang handelt es sich?», wollte Blore wissen.

«Scharlachrotes Wachstuch, Sir, passend zu den scharlachroten Kacheln.»

«Und der ist jetzt verschwunden?», wunderte Lombard sich.

«Verschwunden, Sir.»

Mit starrem Blick sahen sich beide an.

«Was soll das schon bedeuten?», polterte Blore los. «Es ist verrückt – wie alles andere auch. Ist doch eh egal. Mit einem Wachstuchvorhang kann man niemand umbringen. Vergessen Sie's.»

«Ja, Sir», sagte Rogers. «Vielen Dank, Sir.»

Er ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Im Zimmer breitete sich von neuem die Angst aus.

Und wieder begannen sie, sich heimlich zu beobachten.

VI

Das Abendessen kam, wurde verzehrt und wieder abgeräumt. Ein einfaches Mahl, überwiegend aus Dosen.

Später, im Salon, war die Anspannung so groß, dass sie kaum noch auszuhalten war.

Um neun Uhr erhob sich Emily Brent.

«Ich gehe zu Bett.»

«Ich gehe auch zu Bett», schloss sich Vera ihr an.

Die beiden Frauen stiegen die Treppe hinauf. Lombard und Blore kamen mit ihnen. Oben angekommen, warteten die beiden Männer, bis die Frauen in ihre Zimmer gegangen und die Türen hinter sich geschlossen hatten. Sie hörten das Geräusch zweier

Riegel, die vorgeschoben wurden, dann das Drehen der Schlüssel im Schloss.

Blore grinste: «Man braucht ihnen nicht zu sagen, dass sie ihre Tür abschließen sollen!»

«Die sind jedenfalls für die Nacht in Sicherheit», sagte Lombard.

Er stieg die Treppe wieder hinunter, und der andere folgte ihm.

VII

Die vier Männer gingen eine Stunde später zu Bett. Gemeinsam gingen sie nach oben. Vom Esszimmer aus, wo er den Frühstückstisch deckte, sah Rogers sie hinaufgehen. Er hörte, wie sie auf dem oberen Treppenabsatz stehen blieben.

Dann sprach die Stimme des Richters.

«Ich brauche Ihnen wohl nicht zu raten, Gentlemen, Ihre Tür abzuschließen.»

«Wir sollten zusätzlich noch einen Stuhl unter den Türgriff klemmen», meinte Blore. «Man kriegt Türschlösser nämlich auch von außen auf.»

«Mein lieber Blore», murmelte Lombard, «Ihr Problem ist: Sie wissen einfach zu viel!»

«Gute Nacht, meine Herren», verabschiedete der Richter sich förmlich. «Mögen wir uns alle morgen wohlbehalten Wiedersehen.»

Rogers kam aus dem Esszimmer und schlich die Treppe bis zur Hälfte nach oben. Er beobachtete,

wie vier Gestalten durch vier Türen verschwanden, und hörte, wie sich vier Schlüssel im Schloss drehten und vier Riegel vorgeschoben wurden.

Er nickte. «So ist's gut», murmelte er.

Dann ging er ins Esszimmer zurück. Alles war schon für den nächsten Morgen vorbereitet. Sein Blick verweilte kurz auf der Spiegelplatte mit den sieben Porzellanfiguren in der Mitte des Tisches.

Plötzlich huschte ein Grinsen über sein Gesicht.

Er flüsterte: «Wenigstens heute Abend spult keiner mehr dumme Tricks ab.»

Er durchquerte das Zimmer und schloss die Tür zur Anrichte ab. Dann ging er durch die andere Tür in den Flur, zog die Tür zu, verschloss sie und ließ den Schlüssel in seine Tasche gleiten.

Zuletzt löschte er das Licht und eilte die Treppe hinauf in sein neues Schlafzimmer.

Es gab nur ein einziges mögliches Versteck, den großen Kleiderschrank. Er schaute sofort hinein. Dann machte er sich bettfertig – aber erst nachdem er die Tür verschlossen und verriegelt hatte.

«Tricks gibt's heut Nacht keine mehr», sagte er sich. «Dafür hab ich gesorgt.»

Elftes Kapitel

I

Philip Lombard hatte die Angewohnheit, bei Tagesanbruch aufzuwachen. So auch an diesem Morgen. Auf einen Ellbogen gestützt, lag er da und lauschte. Der Wind hatte sich etwas beruhigt, blies aber immer noch kräftig. Er hörte es nicht regnen...

Gegen acht Uhr hatte der Wind wieder an Stärke zugenommen, aber Lombard hörte ihn nicht. Er war wieder eingeschlafen.

Um halb zehn saß er auf der Bettkante und schaute auf seine Uhr. Er hielt sie ans Ohr. In einem wolfsähnlichen Lächeln, das so typisch für ihn war, legten seine Lippen die Zähne frei.

Ganz leise flüsterte er: «Ich glaube, es wird langsam Zeit, etwas zu unternehmen.»

Fünf Minuten später klopfte er an die verschlossene Tür von Blores Zimmer. Der öffnete vorsichtig, die Haare zerzaust und die Augen schlaftrunken.

«Schlafen bis in die Puppen, wie?», flachste Lombard gut gelaunt. «Zeigt ja wohl, dass Sie ein gutes Gewissen haben.»

Kurz angebunden knurrte Blore: «Was ist los?»

«Hat jemand Sie gerufen – oder Ihnen Tee gebracht? Wissen Sie, wie spät es ist?»

Blore sah über die Schulter auf den kleinen Reise-
wecker auf dem Nachttisch.

«Fünf nach halb zehn. Unglaublich, dass ich so lange schlafen konnte. Wo ist Rogers?»

«Zwei Dumme, ein Gedanke», scherzte Lombard.

«Was soll das denn heißen?», fragte Blore scharf.

«Rogers ist verschwunden», antwortete Lombard.
«Das meine ich damit. Er ist weder in seiner Kammer noch sonst irgendwo. Außerdem ist der Teekessel nicht aufgesetzt, und das Feuer in der Küche noch nicht einmal angezündet.»

«Wo zum Teufel kann er denn sein?», fluchte Blore leise. «Irgendwo draußen auf der Insel? Warten Sie, bis ich mich angezogen habe. Bringen Sie mal in Erfahrung, ob die anderen etwas wissen.»

Philip Lombard nickte. Er ging an der Reihe verschlossener Türen entlang.

Armstrong war bereits auf und fast angezogen. Richter Wargrave musste wie Blore aus tiefem Schlaf geweckt werden. Vera Claythorne war schon fertig angezogen. Emily Brents Zimmer war leer.

Die kleine Truppe durchstreifte das Haus. Wie Philip Lombard schon festgestellt hatte, war Rogers' Zimmer leer. Das Bett war benutzt worden, Rasierzeug, Seife und Schwamm waren nass.

«Er ist ganz normal aufgestanden», stellte Lombard fest.

Vera sprach mit zitteriger Stimme, der sie einen festen und selbstsicheren Klang zu geben versuchte:

«Sie glauben nicht, dass – er sich irgendwo versteckt hat und uns auflauert?»

«Liebe Miss Claythorne», erwiderte Lombard. «Ich traue momentan jedem alles zu! Ich kann nur raten, zusammenzubleiben, bis wir ihn finden.»

«Er muss irgendwo draußen auf der Insel sein», vermutete Armstrong.

Blore war inzwischen angezogen, aber unrasiert, zu ihnen gestoßen.

«Wohin ist Miss Brent verschwunden?», wollte er wissen. «Ist das ein neues Rätsel?»

Doch als sie in die Eingangshalle liefen, kam Emily Brent durch die Haustür herein. Sie trug einen Regenmantel.

«Die Wellen sind noch genauso hoch. Ich glaube nicht, dass heute ein Boot auslaufen kann.»

«Sind Sie etwa mutterseelenallein auf der Insel rumspaziert, Miss Brent?», fragte Blore. «Sie sind sich wohl nicht darüber im Klaren, wie dumm das ist?»

«Ich versichere Ihnen, Mr. Blore, dass ich immer sehr gut aufgepasst habe», erwiderte Emily Brent.

«Irgendwas von Rogers gesehen?», fragte Blore grimmig.

Miss Brents Augenbrauen hoben sich.

«Rogers? Nein, ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen. Wieso?»

Richter Wargrave kam, rasiert und angezogen und mit den falschen Zähnen am richtigen Platz im Mund, die Treppe herunter. Er lief auf die offen stehende Esszimmertür zu.

«Aha», sagte er. «Wie man sieht, hat er den Frühstückstisch gedeckt.»

«Das kann er auch gestern Abend noch gemacht haben», gab Lombard zu bedenken.

Alle traten ins Zimmer und betrachteten die sorgfältig gedeckten Teller und Bestecke, die auf der Anrichte aufgereihten Tassen, den Untersetzer für die Kaffeekanne. Vera sah es als Erste. Sie packte den Richter am Arm, und der Griff ihrer trainierten Finger ließ den alten Herrn zusammenzucken. «Die Figuren!», rief Vera laut. «Sehen Sie nur!» In der Mitte des Tisches standen nur noch sechs Porzellanfiguren.

II

Sie fanden ihn wenig später.

Er lag in dem kleinen Waschhaus auf der anderen Seite des Hofes, wo er Holz für das Herdfeuer in der Küche gehackt hatte. Er hielt das kleine Hackbeil noch in der Hand. Eine große, schwere Axt lehnte an der Tür, das Metall der Klinge war in ein stumpfes Braun verfärbt, das nur allzu gut zu der tiefen Wunde in Rogers' Hinterkopf passte...

III

«Alles klar», sagte Armstrong. «Der Mörder hat sich von hinten an ihn herangeschlichen, die Axt ge-

schwungen und ließ sie in einem einzigen Schlag auf seinen Kopf niedersausen, als er sich nach vorne beugte.»

Blore machte sich am Axtstiel und dem Mehlsieb aus der Küche zu schaffen.

«Hätte es großer Körperkraft bedurft, Doktor?», fragte Richter Wargrave.

«Eine Frau könnte es auch getan haben, wenn es das ist, was Sie meinen», antwortete Armstrong und streifte die Runde mit einem raschen Blick. Vera Claythorne und Emily Brent hatten sich in die Küche zurückgezogen. «Die junge Frau hätte es mit Leichtigkeit tun können – sie ist ein sportlicher Typ. Miss Brent sieht zwar sehr zierlich aus, aber Frauen wie sie sind oft ziemlich drahtig und stark. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, dass jemand, der geistig verwirrt ist, oft über ungeahnte Kräfte verfügt.»

Der Richter nickte nachdenklich.

Mit einem Seufzer richtete sich Blore wieder auf.

«Keine Fingerabdrücke. Der Griff ist nach der Tat abgewischt worden.»

Plötzlich ertönte Gelächter. Sie drehten sich schnell um. Vera Claythorne stand im Hof. Von wilden Lachsalven geschüttelt, rief sie mit hoher, schriller Stimme:

«Züchtet wer auf dieser Insel Bienen? Das soll mir einer sagen! Wo bekommen wir den Honig her? Ha! Ha!»

Alle starrten sie verständnislos an. Es war, als wäre diese vernünftige und beherrschte junge Frau vor ihrer aller Augen verrückt geworden. Mit der gleichen unnatürlichen Stimme fuhr sie fort:

«Starrt mich nicht so an! Als ob ihr denkt, ich hätte den Verstand verloren. Was ich sage, ist das Normalste von der Welt. Bienen, Bienenstöcke, Bienen! Ja, versteht ihr denn nicht? Habt ihr nicht diese idiotischen Verse gelesen? Die hängen in euren Zimmern, damit ihr sie lesen könnt! Wenn wir überlegt hätten, wären wir gleich hierher gekommen. Sieben kleine Negerlein, die holzten wie der Specht. Und der nächste Vers. Ich kann sie inzwischen alle auswendig! Sechs kleine Negerlein, die liefen ohne Strümpf. Eines stach die Biene tot... Deswegen frage ich – gibt es auf dieser Insel Bienen? – Ist das nicht komisch? Ist das nichts verdammt komisch?»

Wieder brach sie in wildes Gelächter aus. Dr. Armstrong trat auf sie zu. Er hob die Hand und gab ihr eine Ohrfeige.

Sie japste, gluckste und schluckte. Eine Minute lang stand sie reglos da. Dann sagte sie: «Danke... mir geht's schon besser.»

Ihre Stimme klang wieder ruhig und kontrolliert – die Stimme einer tüchtigen Sportlehrerin.

Sie ging über den Hof zurück in die Küche.

Plötzlich wandte sie sich um. «Miss Brent und ich werden jetzt für alle Frühstück machen», sagte sie. «Könnten Sie bitte etwas Kleinholz zum Feuermachen bringen?»

Die Spuren, die die Hand des Arztes auf ihrer Wange hinterlassen hatten, stachen rot hervor.

Als sie in der Küche verschwand, sagte Blore: «Das haben Sie gut gemacht, Doktor.»

«Es musste sein.» Aus Armstrongs Stimme klang Bedauern. «Hysterie ist das Letzte, was wir hier brauchen können.»

«Sie ist eigentlich kein hysterischer Typ», sagte Lombard.

«Nein», erwiderte Armstrong. «Überhaupt nicht. Sie ist eine ganz normale, vernünftige junge Frau. Es war nur der plötzliche Schock. Das könnte jedem passieren.»

Rogers hatte schon einiges an Holz gehackt, bevor er erschlagen wurde. Sie sammelten es auf und trugen es in die Küche. Vera und Emily Brent arbeiteten konzentriert. Miss Brent kratzte die Asche aus dem Herd, Vera schnitt die Schwarte vom Schinken ab.

Emily Brent bedankte sich für das Holz.

«Danke sehr. Wir machen, so schnell es geht – sagen wir, eine halbe bis dreiviertel Stunde. Das Wasser muss erst noch kochen.»

IV

Exinspektor Blores Stimme klang heiser, als er sich an Philip Lombard wandte:

«Wissen Sie, was ich glaube?»

«Da Sie es mir gleich sagen werden, lohnt es sich nicht zu raten.»

Exinspektor Blore war ein ernster Mann. Ironie war nichts für ihn.

«Es gab da einen Fall in Amerika», fuhr er ungerührt fort. «Ein alter Mann und seine Frau – beide mit der Axt erschlagen. Am helllichten Vormittag. Niemand im Haus außer der Tochter und dem Dienstmädchen. Das Dienstmädchen konnte es nicht gewesen sein, wie sich herausstellte. Die Tochter war eine respektable Jungfer vorgerückten Alters. Es schien völlig unwahrscheinlich. So unwahrscheinlich, dass sie freigesprochen wurde. Aber sie fanden nie eine andere Erklärung.» Er hielt inne. «Das fiel mir wieder ein, als ich die Axt sah – und später, als ich in die Küche gekommen bin und sie da so ruhig und gelassen arbeiten gesehen hab. Nicht aus der Ruhe zu bringen! Das Mädchen mit ihrem hysterischen Anfall – das ist normal, das ist, was man erwarten würde. Glauben Sie nicht auch?»

«Kann sein», antwortete Lombard lakonisch.

Blore schwatzte weiter.

«Aber die andere! So adrett und stramm mit ihrer Schürze – die hat bestimmt mal Mrs. Rogers gehört –, und wie die das gesagt hat: «Das Frühstück ist in einer halben Stunde fertig.» Wenn Sie mich fragen, die Frau hat nicht mehr alle Tassen im Schrank! Viele alte Jungfern werden so. Nicht dass die sich aufs Morden in großem Stil verlegen, das meine ich nicht, die werden einfach nur gaga im Kopf. Und jetzt hat es die erwischt, leider. Religiöser Wahn – glaubt, sie wär Gottes Werkzeug oder so ähnlich! Und hockt in ihrer Kammer und liest die Bibel, stellen Sie sich das mal vor.»

«Das ist noch lange kein Beweis für einen verwirrten Geist, Blore», seufzte Lombard.

Aber Blore schwatzte unbeirrt und schwerfällig weiter:

«Und dann war die draußen, in ihrem Regenmantel, das Meer anschauen – das hat sie jedenfalls gesagt.»

Sein Gegenüber schüttelte den Kopf.

«Rogers wurde getötet, während er Holz hackte – das heißt, gleich nachdem er aufgestanden war, ganz früh am Morgen. Miss Brent hätte anschließend nicht stundenlang draußen herumlaufen müssen. Wenn Sie mich fragen, hätte der Mörder von Rogers alles daran gesetzt, gemütlich im Bett zu liegen und selig zu schnarchen.»

«Sie übersehen das Wichtigste, Mr. Lombard», schnaubte Blore. «Wenn diese Frau unschuldig wäre, hätte sie viel zu viel Angst, um alleine draußen herumzuspazieren. Das tut sie doch nur, wenn sie weiß, dass sie nichts zu befürchten hat. Das heißt, wenn sie selbst die Täterin ist.»

«Ein Punkt für Sie», gab Lombard zu, «ja, daran habe ich noch nicht gedacht.»

Mit der Andeutung eines Grinsens fügte er hinzu: «Ich bin froh, dass Sie mich nicht mehr verdächtigen.»

«Ich hatte Sie tatsächlich erst in Verdacht», gestand Blore etwas beschämt, «der Revolver – und die komische Geschichte, die Sie erzählt – oder besser – nicht erzählt haben. Aber jetzt weiß ich, dass das alles wirklich ein bisschen zu offensichtlich war.» Er hielt inne. «Hoffentlich denken Sie das Gleiche über mich.»

«Ich kann mich natürlich irren», sagte Philip nachdenklich, «aber meinem Gefühl nach haben Sie für

so was nicht genug Fantasie. Ich kann nur sagen: Sollten Sie der Täter sein, dann sind Sie ein verdammter guter Schauspieler, und ich ziehe vor Ihnen den Hut.» Er senkte die Stimme. «Ganz im Vertrauen, Blore, und weil wir beide sowieso bald das Gras von unten sehen werden – Sie haben sich doch damals diesen kleinen Meineid geleistet, stimmt's?»

Unbehaglich trat Blore von einem Bein aufs andere.

«Kommt jetzt sowieso nicht mehr drauf an», knurrte er. «Was soll's. Also, Landor war tatsächlich unschuldig. Die Bande hatte mich in der Hand, und unter uns gesagt, haben wir ihn dann für eine Weile aus dem Verkehr gezogen. Ich sage Ihnen das jetzt aber wirklich nur so ehrlich, weil...»

«... weil es hier keine weiteren Zeugen gibt», vollendete Lombard grinsend. «Alles bleibt unter uns. Hoffentlich hat es sich wenigstens für Sie gelohnt.»

«Hab nicht rausgeholt, was ich hätte rausholen müssen. Ein mieser Haufen, die Purcell-Bande. Aber ich hab meine Beförderung gekriegt.»

«Und Landor wurde zu Zwangsarbeit verurteilt und starb im Knast.»

«Ich konnte ja nicht wissen, dass er sterben würde, oder?», erwiderte Blore.

«Nein, das war eben Ihr Pech.»

«Mein Pech? Sie meinen wohl eher seins.»

«Ihres auch. Weil, so wie es aussieht, Ihr Leben als Folge davon unerwartet früh enden wird.»

«Wie bitte?» Blore starrte ihn entgeistert an. «Glauben Sie etwa, dass man mit mir das Gleiche wie mit Rogers und den anderen machen kann? Nicht mit

mir! Ich kann ganz gut auf mich aufpassen, das sage ich Ihnen.»

«Ich wette nicht gern», sagte Lombard. «Und wenn Sie tot sind, zahlt mir sowieso keiner was.»

«Und was wollen Sie sagen, Mr. Lombard?»

Philip Lombard lächelte und entblößte seine Zähne.

«Mein lieber Mr. Blore, ich meine, dass Sie nach meinem Dafürhalten keine Chance haben!»

«Was?»

«Ihr Mangel an Vorstellungskraft macht Sie zu einer wandelnden Zielscheibe. Ein Verbrecher mit der Fantasie eines U.N. Owen kann jederzeit, wenn er – oder sie – es will, die Jagd auf Sie eröffnen.»

Blores Gesicht lief puterrot an.

«Und wie sieht's mit Ihnen aus?», fragte er mit wut-erstickter Stimme.

Philip Lombards Gesicht wurde hart und gefährlich.

«Ich kenne mich selbst ziemlich gut. Ich saß schon öfter in der Klemme und bin immer wieder herausgekommen! Ich glaube – mehr will ich dazu nicht sagen –, aber ich glaube, auch aus dieser werde ich wieder herauskommen.»

V

In der Bratpfanne brutzelten die Eier. Vera toastete das Brot und hing ihren Gedanken nach.

«Warum habe ich mich bloß mit diesem hysterischen Auftritt lächerlich gemacht? Das war ein Riesenfehler. Bleib ruhig, Vera, bleib ganz ruhig.»

Auf ihren kühlen Kopf war sie doch immer so stolz gewesen!

Miss Claythorne war wundervoll – behielt klaren Kopf – schwamm ohne Zögern sofort hinter Cyril her.»

Warum fiel ihr das ausgerechnet jetzt ein? Das alles war vorbei – vorbei... lange bevor sie den Felsen erreichte, war Cyril schon verschwunden. Sie hatte gespürt, wie die Störung sie erfasste und in die offene See hinaustrug. Sie hatte sich treiben lassen – war mit ruhigen Zügen geschwommen, getragen vom Wasser – bis das Boot sie schließlich erreichte...

Alle hatten sie für ihren Mut und ihre Kaltblütigkeit gelobt...

Alle außer Hugo. Hugo hatte sie einfach nur angesehen...

Gott, wie weh es, selbst jetzt noch, tat, an Hugo zu denken...

Wo war er? Was machte er? War er verlobt – verheiratet?

«Vera, der Toast verbrennt», sagte Emily Brent scharf.

«Entschuldigen Sie, Miss Brent. Wie dumm von mir!»

Emily Brent hob das letzte Ei aus dem zischenden Fett.

Vera steckte ein frisches Stück Brot auf die Toastgabel. «Sie sind bewundernswert ruhig, Miss Brent.»

«Ich wurde dazu erzogen, mich zu beherrschen und kein Theater zu machen», sagte Emily Brent und presste die Lippen zusammen.

Vera dachte automatisch: «Als Kind unterdrückt... das erklärt einiges...» Laut fragte sie: «Haben Sie keine Angst?»

Sie hielt kurz inne. Dann fügte sie hinzu: «Oder macht es Ihnen nichts aus zu sterben?»

Sterben! Wie ein kleiner spitzer Nagel bohrte sich dieses Wort in Emily Brents feste, erstarrte Hirnmasse. Sterben? Aber sie würde doch nicht sterben! Die anderen – ja, die würden sterben – aber nicht sie, Emily Brent. Dieses Mädchen hatte keine Ahnung! Selbstverständlich hatte Emily keine Angst – kein Brent hatte je Angst gehabt. Ihre ganze Sippe hatte in der Armee gedient. Sie hatten dem Tod ohne mit der Wimper zu zucken ins Auge geblickt. Hatten ein aufrechtes Leben geführt, so wie sie selbst, Emily Brent, ein aufrechtes Leben geführt hatte... Sie hatte noch nie etwas getan, für das sie sich schämen müsste... Und deshalb würde sie natürlich auch nicht sterben...

«Der Herr kümmert sich um die Seinen. Du sollst dich nicht fürchten vor dem Schrecken der Nacht, noch vor dem Pfeil, der am Tage fliegt...» Jetzt war es Tag – es gab keinen Schrecken. Keiner von uns wird diese Insel verlassen. Wer hatte das gesagt? Natürlich, es war General MacArthur gewesen, dessen Cousin Elsie MacPherson geheiratet hatte. Ihm schien das nichts auszumachen. Im Gegenteil, es sah ganz so aus, als würde er diese Vorstellung begrüßen! Schlimm! Beinahe eine Sünde, so zu empfinden. Manche Leute hatten so wenig Respekt vor dem

Tod, dass sie sich tatsächlich selbst das Leben nahmen. Beatrice Taylor vergangene Nacht hatte sie von Beatrice geträumt – hatte geträumt, dass sie draußen war, ihr Gesicht gegen die Fensterscheibe gepresst und gestöhnt und gefleht hatte, hereingelassen zu werden. Emily Brent hatte sie nicht hereinlassen wollen, denn wenn sie es tat, würde etwas Schreckliches geschehen...

Mit einem Ruck kam Emily zu sich. Vera sah sie so sonderbar an.

Energisch ergriff sie das Wort: «Alles fertig, meine Liebe. Jetzt tragen wir das Frühstück hinein.»

VI

Beim Frühstück herrschte eine seltsame Stimmung. Alle waren ausgesprochen höflich.

«Darf ich Ihnen noch Kaffee nachschenken, Miss Brent?»

«Miss Claythorne, eine Scheibe Schinken?»

«Noch etwas Toast?»

Sechs Personen, alle äußerlich gefasst und ganz normal.

Aber wie sah es in ihrem Inneren aus? Ihre Gedanken jagten in ihren Köpfen herum wie Eichhörnchen im Käfig...

«Was passiert als Nächstes? Was kommt jetzt? Wer? Was?»

«Würde es klappen? Ich weiß nicht recht. Einen Versuch ist es wert. Wenn genug Zeit bleibt. Mein Gott, wenn genug Zeit bleibt...»

«Religiöser Wahn, das ist der Schlüssel... Obwohl – wenn man sie so anschaut, kann man kaum glauben... angenommen, ich irre mich...»

«Es ist verrückt – alles ist verrückt. Ich werde verrückt. Wolle, die verschwindet – ein roter Vorhang –, es ergibt alles keinen Sinn... Ich kann mir keinen Reim darauf machen...»

«Der blöde Idiot hat alles geglaubt, was ich ihm erzählt habe. Es war so einfach... aber ich muss vorsichtig sein, wirklich sehr vorsichtig.»

«Sechs von diesen kleinen Porzellanfiguren... nur noch sechs – wie viele werden es heute Abend noch sein?»

«Wer möchte das letzte Ei?»

«Konfitüre?»

«Danke, kann ich Ihnen ein Brot abschneiden?»

Sechs Personen, die ganz normal zusammen frühstückten...

Zwölftes Kapitel

I

Das Frühstück war vorüber.
Richter Wargrave räusperte sich und sagte mit leiser, aber gebieterischer Stimme:

«Ich glaube, es wäre ratsam, dass wir uns zusammensetzen und die Lage besprechen. Sollen wir sagen, in einer halben Stunde im Salon?»

Alle murmelten Zustimmung.

Vera begann die Teller zusammenzustellen und sagte: «Ich decke den Tisch ab und mache den Abwasch.»

«Wir bringen Ihnen die Sachen in die Spülküche», bot Philip Lombard an.

«Danke.»

Emily Brent, die gerade aufstehen wollte, setzte sich wieder.

«Ach herrje», sagte sie.

«Ist etwas, Miss Brent?», fragte der Richter.

«Es tut mir so Leid», entschuldigte Emily sich, «ich würde Miss Claythorne gerne helfen. Ich weiß nicht wieso, aber ich fühle mich etwas schwindlig.»

«Schwindlig?» Dr. Armstrong trat zu ihr. «Durchaus natürlich. Verzögerter Schock. Ich kann Ihnen etwas geben, das...»

«Nein!»

Das Wort explodierte wie eine Granate auf ihren Lippen.

Jeder war entsetzt. Dr. Armstrongs Gesicht lief flammend rot an. Die Angst und das Misstrauen in ihrem Blick waren nicht zu übersehen.

«Wie Sie wünschen, Miss Brent», sagte er steif.

«Ich wünsche nichts einzunehmen», wiederholte sie noch einmal. «Absolut nichts. Ich werde ruhig hier sitzen bleiben, bis der Schwindelanfall wieder vorüber ist.»

Sie räumten weiter zusammen den Frühstückstisch ab.

«Ich bin ein häuslicher Typ», sagte Blore. «Ich helfe Ihnen gern, Miss Claythorne.»

«Ich danke Ihnen», antwortete Vera.

Emily Brent blieb allein im Esszimmer sitzen.

Eine Weile drang schwaches Stimmengemurmel aus der Spülküche zu ihr herüber.

Das Schwindelgefühl legte sich. Jetzt fühlte sie sich schläfrig, so, als könnte sie jeden Moment einnicken.

In ihren Ohren sumnte es – oder war das Summen im Zimmer?

«Klingt wie eine Biene – eine Hummel vielleicht», dachte sie.

Jetzt sah sie die Biene. Sie krabbelte gerade die Fensterscheibe hoch.

Vera Claythorne hatte heute Morgen über Bienen geredet. Bienen und Honig...

Sie mochte Honig, Honig aus der Wabe, den man selbst durch ein Musselintuch filterte. Tropf, tropf, tropf...

Da war jemand im Zimmer... jemand, der nass war und tropfte... Beatrice Taylor kam aus dem Fluss...

Sie brauchte ihren Kopf nur umdrehen, dann würde sie sie sehen. Aber sie konnte ihren Kopf nicht bewegen...

Sollte sie um Hilfe rufen... Aber sie konnte nicht rufen...

Es war niemand sonst im Haus. Sie war allein...

Sie hörte Schritte – leichte, schleppende Schritte, die von hinten auf sie zukamen. Die stolpernden Schritte des ertrunkenen Mädchens...

Ein nasser, modriger Geruch stieg ihr in die Nase...

An der Fensterscheibe summte die Biene – brummte...

Dann fühlte sie den Stich.

Den Bienenstich an der Seite ihres Halses...

II

Im Salon warteten alle auf Emily Brent.

«Soll ich sie holen?», bot Vera sich an.

«Einen Augenblick noch», bat Blore.

Vera setzte sich wieder. Jeder sah fragend zu Blore.

«Alle mal herhören», trompetete er. «Ich bin der Meinung, wir brauchen nicht weiter nach unserem Mörder zu suchen, wir finden ihn im Esszimmer nebenan. Ich schwöre jeden Eid, dass die Frau der Täter ist, den wir suchen.»

«Und das Motiv?», fragte Armstrong.

«Religiöser Wahn. Was sagen Sie dazu, Doktor?»

«Gut möglich. Dagegen kann ich nichts vorbringen. Aber wir haben natürlich keine Beweise.»

«Sie war sehr sonderbar in der Küche, als wir das Frühstück machten. Ihre Augen... », erinnerte sich Vera schauernd.

«Das beweist gar nichts», warnte Lombard. «Wir sind doch alle inzwischen etwas durcheinander!»

«Da ist noch was», schnaubte Blore. «Sie ist die Einzige, die nach dem Abspielen der Schallplatte keine Erklärung gegeben hat. Warum wohl? Weil sie nichts zu erklären hatte.»

Vera rutschte unruhig in ihrem Sessel hin und her.

«Das stimmt nicht ganz. Sie hat mir alles erzählt – nachher.»

«Was hat sie Ihnen erzählt, Miss Claythorne?», fragte Wargrave.

Vera wiederholte die Geschichte von Beatrice Taylor.

«Eine vollkommen glaubwürdige Geschichte», stellte Richter Wargrave fest. «Ich persönlich hätte damit keinerlei Probleme. Sagen Sie, Miss Claythorne, sah es so aus, als würde sie wegen ihres Verhaltens von Schuldgefühlen oder Gewissensbissen geplagt?»

«In keinster Weise», berichtete Vera. «Sie war völlig ungerührt.»

«Herzen, hart wie Granit», schimpfte Blore. «Diese selbstgerechten alten Jungfern! Nichts als Neid!»

«Es ist jetzt fünf vor elf», sagte Richter Wargrave. «Ich finde, wir sollten Miss Brent auffordern, an unserer Sitzung teilzunehmen.»

«Werden Sie denn nichts unternehmen?», fragte Blore.

«Ich sehe nicht recht, was wir tun könnten. Unser Verdacht ist augenblicklich nur ein Verdacht. Ich werde aber Dr. Armstrong bitten, Miss Brents Benehmen sehr sorgfältig zu beobachten. Lassen Sie uns jetzt ins Esszimmer gehen.»

Sie fanden Emily Brent in dem Sessel sitzend, in dem sie sie zurückgelassen hatten. Von hinten sahen sie nichts Verdächtiges, außer dass sie ihr Hereinkommen nicht zu bemerken schien.

Dann sahen sie ihr Gesicht... Es war blutunterlaufen, mit blauen Lippen und starren Augen.

«Mein Gott, sie ist tot!», rief Blore.

III

Richter Wargrave sprach mit leiser, ruhiger Stimme:

«Und wieder wurde einer von uns freigesprochen – leider zu spät!»

Armstrong stand über die Tote gebeugt. Er roch an ihren Lippen, schüttelte den Kopf, spähte in die Augenlider.

«Wie ist sie gestorben, Doktor?», fragte Blore. «Sie war völlig in Ordnung, als wir sie verlassen haben!»

Gebannt starrte Armstrong auf das Mal auf ihrer rechten Halsseite.

«Das ist der Einstich einer Spritze», erklärte er.

Vom Fenster kam ein brummendes Geräusch.

«Da – eine Biene», rief Vera laut. «Eine Biene. Was habe ich heute Morgen gesagt!»

«Die Biene hat sie nicht gestochen!», sagte Armstrong grimmig. «Ein Mensch hat die Spritze in der Hand gehalten.»

«Welches Gift wurde injiziert?», fragte der Richter.

«Ich vermute, eines der Zyanide. Vermutlich Zyanalkali, genau wie bei Anthony Marston», erläuterte Armstrong. «Sie muss innerhalb von Sekunden gestorben sein – erstickt.»

«Aber was ist mit der Biene?», rief Vera laut. «Das kann doch kein Zufall sein?»

«O nein, das ist kein Zufall!», gab Armstrong ihr grimmig Recht. «Es ist die Vorliebe unseres Mörders für das Besondere! Er spielt mit uns. Will so nahe wie möglich an seinem verdammten Kinderreim bleiben!»

Zum ersten Mal klang seine Stimme unnatürlich, fast schrill. Als ob selbst seine Nerven, die sich schon so oft in schwierigen Lagen und gefährlichen Situationen bewährt hatten, jetzt dem Zerreißen nahe waren.

«Das Ganze ist verrückt – total wahnsinnig –, wir alle sind wahnsinnig!», brach es heftig aus ihm heraus.

«Wir sind noch im Vollbesitz unserer geistigen Kräfte», entgegnete der Richter ruhig. «Das hoffe ich zumindest. Hat jemand hier eine Spritze mit in dieses Haus gebracht?»

Dr. Armstrong richtete sich auf. «Ja, ich», meldete er mit leicht unsicherer Stimme.

Vier Augenpaare richteten sich auf ihn. Er wappnete sich gegen die Feindseligkeit und den Verdacht, der ihm aus diesen Augen entgegensprang.

«Ich reise nie ohne», verteidigte er sich. «Das machen die meisten Ärzte so...»

«Durchaus», sagte der Richter ruhig. «Würden Sie uns bitte verraten, Doktor, wo diese Spritze sich jetzt befindet?»

«Im Koffer auf meinem Zimmer.»

«Wir sollten diesen Sachverhalt besser überprüfen», schlug Wargrave vor.

In schweigender Prozession gingen alle fünf zu Armstrongs Zimmer hinauf. Der Inhalt des Koffers wurde auf den Fußboden gekippt.

Die Spritze fand sich nicht.

IV

«Jemand muss sie gestohlen haben!», sagte Armstrong wütend.

Im Zimmer herrschte Schweigen.

Mit dem Rücken zum Fenster stand Armstrong da. Vier Augenpaare, aus denen unverhohlenen Verdacht und Anklage sprachen, waren auf ihn gerichtet. Er sah von Wargrave zu Vera und stammelte hilflos:

«Ich sage Ihnen, jemand muss sie gestohlen haben.»

Blore schaute zu Lombard, der seinen Blick erwiderte.

«Wir sind hier im Zimmer zu fünft», sagte der Richter. «Einer von uns ist ein Mörder. Die Lage ist höchst gefährlich. Es muss alles darangesetzt werden, die vier von uns, die unschuldig sind, zu schützen. Ich frage Sie daher, Dr. Armstrong, welche Arzneimittel befinden sich in Ihrem Besitz?»

«Ich habe einen kleinen Arztkoffer bei mir, den Sie gerne untersuchen können. Sie werden darin ein paar Schlafmittel finden – Trional und Sulphonaltabletten –, eine Schachtel Bromid, Natriumbicarbonat, Aspirin. Weiter nichts. Zyankali befindet sich nicht in meinem Besitz.»

«Auch ich habe ein paar Schlaftabletten dabei», gestand der Richter. «Ich glaube, Sulphonal. In entsprechend hoher Dosis eingenommen, wären sie wahrscheinlich tödlich. In Ihrem Besitz, Mr. Lombard, befindet sich ein Revolver.»

«Und wenn...», schnappte Lombard zurück.

«Nur so viel. Ich schlage vor, dass wir die gesamten Medikamente des Doktors, meine Sulphonaltabletten, Ihren Revolver und alles andere, was mit Arzneimitteln oder Waffen zu tun hat, einsammeln und an einem sicheren Ort verwahren. Wenn das geschehen ist, sollten wir uns alle einer Durchsuchung un-

terziehen, und zwar sowohl einer Leibesvisitation als auch einer Durchsuchung aller unserer Sachen.»

«Ich wäre ja verrückt, wenn ich meinen Revolver aus der Hand gäbe!», meinte Lombard aufgebracht.

Wargrave sah ihn scharf an:

«Mr. Lombard, Sie sind ein kräftig gebauter und durchtrainierter junger Mann, aber auch Inspektor Blore ist von ausgesprochen kräftiger Statur. Wie ein Kampf zwischen Ihnen beiden ausgehen würde, weiß ich nicht. Ich kann Ihnen aber eines versichern: Auf Blores Seite werden außer mir noch Dr. Armstrong und Miss Claythorne sein und ihm nach besten Kräften beistehen. Ich versichere Ihnen, es sieht nicht gut aus für Sie, sollten Sie sich weiterhin weigern.»

Lombard warf den Kopf in den Nacken. Seine Zähne entblößten sich in einem wölfischen Knurren.

«Also gut. Das haben Sie sich ja wirklich schön ausgedacht.»

Richter Wargrave nickte. «Sie sind ein vernünftiger junger Mann. Wo ist also Ihr Revolver?»

«In der Nachttischschublade neben meinem Bett.»

«Sehr gut.»

«Ich hole ihn.»

«Ich glaube, es wäre gut, wenn wir alle mitgehen.»

Philips Lächeln glich immer mehr dem Knurren eines Hundes, als er sagte: «Was sind Sie bloß für ein misstrauischer alter Teufel.»

Sie gingen den Gang hinunter zu Lombards Zimmer.

Mit großen Schritten ging Philip zum Nachttisch und riss die Schublade auf. Laut fluchend fuhr er zurück.

Die Nachttischschublade war leer.

V

«Zufrieden?», fragte Lombard.

Er hatte sich bis auf die nackte Haut ausgezogen, und die anderen drei Männer hatten sowohl ihn als auch sein Zimmer peinlich genau untersucht.

Vera Claythorne wartete draußen auf dem Gang.

Die Suche wurde systematisch fortgesetzt. Reihum unterwarfen sich Armstrong, der Richter und Blore der gleichen Prozedur.

Die vier Männer tauchten wieder aus Blores Zimmer auf. Der Richter wandte sich an Vera:

«Ich hoffe, Sie haben Verständnis dafür, Miss Claythorne, dass wir keine Ausnahmen machen können. Dieser Revolver muss gefunden werden. Haben Sie einen Badeanzug dabei?» Vera nickte.

«Dann muss ich Sie bitten, in Ihr Zimmer zu gehen, ihn anzuziehen und wieder zu uns zu kommen.»

Vera lief in ihr Zimmer und schloss die Tür. In weniger als einer Minute kam sie zurück. Sie trug einen eng anliegenden Badeanzug aus Seide.

Wargrave nickte anerkennend.

«Ich danke Ihnen, Miss Claythorne. Wenn Sie nun bitte hier bleiben, während wir Ihr Zimmer durchsuchen.»

Geduldig wartete Vera auf dem Gang, bis sie wieder herauskamen. Dann ging sie wieder in ihr Zimmer, zog sich an und kam zu den Wartenden zurück.

«Wir sind jetzt in einer Sache ganz sicher», sagte der Richter. «Keiner von uns fünf ist im Besitz einer tödlichen Waffe oder gefährlicher Arzneimittel. Das ist erfreulich. Wir müssen die Arzneimittel jetzt nur noch an einen sicheren Ort bringen. Ich glaube, in der Anrichte gibt es einen Besteckkasten.»

«Alles schön und gut», murrte Blore. «Aber wer bekommt den Schlüssel dafür? Sie wahrscheinlich.»

Richter Wargrave blieb ihm die Antwort schuldig.

Er ging in die Anrichte, und die anderen folgten ihm. Dort stand der Kasten für die Aufbewahrung des Tafelsilbers. Auf Anweisung des Richters wurden die verschiedenen Medikamente hineingelegt, dann wurde der Kasten verschlossen. Danach wurde er, immer noch auf Weisung des Richters, in den Geschirrschrank gestellt, der seinerseits verschlossen wurde. Anschließend übergab der Richter den Schlüssel für den Kasten an Philip Lombard und den Schlüssel für den Schrank an Blore.

«Sie beide sind körperlich die stärksten», erklärte er. «Es wäre für jeden von Ihnen beiden schwierig, dem anderen den Schlüssel abzunehmen. Für uns übrige drei ist es gänzlich unmöglich. Den Schrank oder den Kasten aufzubrechen, wäre ein mühsames und geräuschvolles Unternehmen und könnte kaum durch-

geführt werden, ohne die Aufmerksamkeit aller zu erregen.»

Er hielt inne. Dann sagte er: «Ein großes Problem ist noch ungelöst. Was ist mit Mr. Lombards Revolver?»

«Das müsste der Besitzer am besten wissen», schnaubte Blore.

Lombard wurde weiß um die Nase.

«Sie verdammter, vernagelter Idiot! Er ist mir gestohlen worden!»

«Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?», wollte Wargrave wissen.

«Letzte Nacht. Er lag in der Schublade, als ich ins Bett gegangen bin – griffbereit, für den Fall, dass etwas passiert.»

Der Richter nickte. «Er muss heute Morgen, in der allgemeinen Aufregung bei der Suche nach Rogers oder als wir seine Leiche entdeckten, gestohlen worden sein.»

«Er muss irgendwo hier im Haus versteckt sein.» Veras Stimme klang überzeugt. «Wir müssen ihn suchen.»

Richter Wargrave strich sich übers Kinn.

«Ich bezweifle, dass unsere Suche etwas bringen wird», sagte er. «Unser Mörder hatte massenhaft Zeit, sich ein gutes Versteck auszudenken. Es wird nicht einfach sein, den Revolver zu finden.»

«Ich weiß zwar nicht, wo der Revolver ist», warf Blore ein, «aber ich gehe jede Wette ein, dass ich weiß, wo wir die Spritze finden werden. Kommen Sie mit.»

Er öffnete die vordere Eingangstür und führte die anderen um das Haus herum. Nicht weit vom Esszimmerfenster fand er die Spritze. Daneben lag eine zerschlagene Porzellanfigur – ein sechstes zerbrochenes Negerlein.

«Der einzige Ort, wo sie sein konnte.» Blores Stimme war satt vor Zufriedenheit. «Nachdem er sie getötet hatte, öffnete der Mörder das Fenster, warf die Spritze hinaus, nahm die Porzellanfigur vom Tisch und warf sie hinterher.»

Auf der Spritze fanden sich keine Fingerabdrücke. Sie war sorgfältig abgewischt worden.

«Lassen Sie uns jetzt nach dem Revolver suchen!», schlug Vera vor.

«Unbedingt», stimmte Richter Wargrave ihr zu. «Aber wir sollten darauf achten, dass wir alle zusammenbleiben. Denken Sie bitte daran, wenn wir uns trennen, bekommt der Mörder seine Chance.»

Sie durchkämmten das Haus sorgfältig vom Dachboden bis zu den Kellerräumen. Ohne jeden Erfolg. Der Revolver war und blieb verschwunden.

Dreizehntes Kapitel

I

«**E**iner von uns... einer von uns... einer von uns...»
Drei Worte, die sich, endlos wiederholt, Stunde um Stunde tiefer in ihre aufgewühlten Gemüter hineinfräßen.

Fünf Menschen – fünf verschreckte Menschen, die sich gegenseitig belauerten und sich jetzt kaum noch bemühten, den Zustand ihrer überreizten Nerven voreinander zu verbergen.

Man spielte sich nichts mehr vor – auf oberflächliche Konversation wurde verzichtet. Aus ihnen waren fünf Feinde geworden, einzig durch den gemeinsamen Trieb zur Selbsterhaltung aneinander gekettet.

Und alle sahen sie plötzlich immer weniger wie menschliche Wesen aus. Ihre animalischen Züge traten wieder stärker hervor. Wie eine misstrauische alte Schildkröte saß Richter Wargrave in sich verkrochen da, der Körper bewegungslos, die Augen scharf und lauernd. Exinspektor Blore wirkte wuchtiger und unbeholfener. Sein Gang glich dem Trott eines langsamen, schwergewichtigen Tieres. Seine Augen waren blutunterlaufen. Er strahlte Brutalität und

Dummheit aus. Blore glich einem in die Enge getriebenen Tier, das jederzeit auf seine Verfolger losgehen kann. Philip Lombards Sinne waren eher noch schärfer geworden. Seine Ohren reagierten auf das kleinste Geräusch, sein Gang war leichter und schneller, sein Körper elastisch und anmutig. Er lächelte häufig, und dabei legten seine Lippen lange, weiße Zähne frei.

Vera Claythorne war sehr still. Die meiste Zeit saß sie zusammengekauert in einem Sessel. Ihre Augen starrten ins Leere. Sie war wie betäubt. Sie glich einem Vogel, der gegen eine Glasscheibe geflogen und von einer menschlichen Hand aufgehoben worden war. Starr vor Angst saß sie jetzt da, unfähig, sich zu rühren, darauf vertrauend, dass alles gut ausgehen würde, wenn sie sich nur nicht bewegte.

Armstrongs Nerven waren in desolatem Zustand. Immer wieder zuckte er zusammen, und seine Hände zitterten. Er zündete eine Zigarette nach der anderen an und drückte sie sofort wieder aus. Die Untätigkeit, zu der sie in ihrer Lage verdammt waren, schien ihn noch mehr als die anderen zu quälen. Von Zeit zu Zeit brach ein nervöser Redeschwall aus ihm hervor.

«Wir – wir sollten hier nicht tatenlos herumsitzen! Es muss doch irgendetwas geben – bestimmt gibt es doch irgendetwas, das wir tun können? Warum zünden wir nicht ein Feuer an?»

«Bei diesem Wetter?», knurrte Blore.

Es regnete wieder in Strömen. Der Sturm heulte in wilden Böen. Das deprimierende Geräusch des niederprasselnden Regens ließ sie fast wahnsinnig werden.

Stillschweigend hatten sie sich auf eine gemeinsame Strategie geeinigt. Sie saßen alle im großen Salon. Nur jeweils einer allein durfte den Raum verlassen. Die anderen vier warteten dann, bis der Fünfte wieder zurückkam.

«Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis sich das Wetter wieder beruhigt», sagte Lombard. «Dann können wir etwas unternehmen – Zeichen geben – einen Scheiterhaufen entzünden – ein Floß bauen – irgendwas!»

Armstrong brach in meckerndes Gelächter aus.

«Nur eine Frage der Zeit – der Zeit! Zeit können wir uns nicht leisten! Wir werden bald alle tot sein...»

Mit seiner leisen und klaren Stimme, aus der leidenschaftliche Entschlossenheit sprach, sagte Richter Wargrave: «Nicht, wenn wir vorsichtig sind. Wir müssen vorsichtig sein...»

Das Mittagessen war pflichtbewusst verspeist worden – aber auf Förmlichkeiten wurde gänzlich verzichtet. Alle fünf waren in die Küche gegangen. In der Speisekammer hatten sie einen beträchtlichen Vorrat an Konserven gefunden. Sie hatten eine Dose Zunge und zwei Dosen Obst aufgemacht und im Stehen am Küchentisch gegessen. Danach waren sie wieder gemeinsam zurück in den Salon gegangen, um wieder dazusitzen und sich gegenseitig zu belauern.

Und langsam wurden die Gedanken, die ihnen durch den Kopf jagten, abwegig, fiebrig, krank...

«Es ist Armstrong... ich hab genau gesehen, wie er mich gerade schräg von der Seite angeguckt hat... in seinen Augen steht der Irrsinn... kompletter Irrsinn... Vielleicht ist er gar kein Arzt... Natürlich, das

ist es! Er ist ein Verrückter, aus einer Anstalt ent-
sprungen und tut jetzt so, als wär er Arzt... das ist
die Wahrheit... soll ich das den anderen sagen?... Es
he rausschreien?... Nein, er wäre nur gewarnt... Au-
ßerdem wirkt er so verdammt normal... wie spät ist
es?... Erst Viertel nach dreil!... O Gott, ich werde
selbst noch verrückt... Ja, es ist Armstrong!... Gera-
de jetzt beobachtet er mich...»

«Mich werden sie nicht kriegern! Ich kann auf mich
aufpassen... Ich habe schon früher in der Klemme
gesessen. Wo zum Teufel ist der Revolver?... Wer
hat ihn gestohlen?... Wer hat ihn jetzt?... Keiner hat
ihn, das wissen wir doch... Wir wurden alle durch-
sucht... Keiner kann ihn haben... Aber einer weiß,
wo er ist...»

«Die werden langsam verrückt... alle werden sie
verrückt... vor Todesangst... wir haben alle Angst
vor dem Tod... auch ich habe Angst vor dem Tod...
Ja..., aber das hält den Tod nicht ab... «Der Lei-
chenwagen ist vorgefahren, Sir!» Wo habe ich das
bloß gelesen? Die junge Frau... ich werde die junge
Frau beobachten... Genau, ich werde die junge Frau
beobachten...»

«Zwanzig vor vier... erst zwanzig vor vier... viel-
leicht ist die Uhr stehen geblieben... Ich versteh das
nicht – nein, ich versteh das nicht. So was kann gar
nicht passieren... aber es passiert... Warum wachen
wir nicht auf? Wachtet auf – der Tag des Gerichts –
nein, bloß das nicht!... Wenn ich nur denken könn-
te... Mein Kopf – irgendwas geschieht da in meinem
Kopf... er platzt gleich, er wird zerspringen... so
was kann einfach nicht passieren... wie spät ist es? O
Gott, es ist erst Viertel vor vier!»

«Ich muss kühlen Kopf bewahren... kühlen Kopf bewahren... wenn ich nur ruhig bleiben kann... Es ist alles vollkommen klar – alles gut geplant. Aber keiner darf Verdacht schöpfen. Es könnte gelingen. Es muss einfach gelingen! Wer ist der Nächste? Das ist hier die Frage – wer? Ich glaube – ja, ich glaube, jawohl, er.»

Als die Uhr fünf schlug, fuhren alle zusammen.

«Möchte jemand vielleicht – Tee?», fragte Vera.

Einen Moment herrschte Stille, dann sagte Blore: «Ich hätte gern eine Tasse.»

Vera stand auf. «Ich werde Tee machen. Sie können alle hier bleiben.»

Richter Wargrave sagte sanft: «Ich glaube, Verehrteste, wir würden alle lieber mitkommen und Ihnen bei der Zubereitung Gesellschaft leisten.»

Vera erstarrte, dann lachte sie kurz und hysterisch. «Natürlich. Ich verstehel!»

Fünf Menschen gingen in die Küche. Der Tee wurde zubereitet und von Vera und Blore getrunken. Die übrigen drei entschieden sich für Whisky aus einer frisch geöffneten Flasche und Soda aus einem noch verplombten Siphon.

Mit dem Lächeln eines Reptils murmelte der Richter: «Wir müssen sehr vorsichtig sein...»

Sie gingen alle zurück in den Salon. Obwohl es Sommer war, wirkte der Raum düster. Lombard schaltete die Lampen ein, doch sie gingen nicht an.

«Natürlich! Der Stromgenerator lief heute den ganzen Tag nicht, weil Rogers sich nicht darum kümmern konnte.»

Er zögerte. «Wir könnten rausgehen, wahrscheinlich bringen wir ihn zum Laufen.»

«Im Vorratsraum habe ich eine Packung Kerzen gesehen», sagte der Richter. «Es ist besser, wenn wir die benutzen.»

Lombard ging hinaus. Die übrigen vier blieben sitzen und beobachteten einander. Mit einer Schachtel Kerzen und einem Stapel Untertassen kam Lombard zurück.

Fünf Kerzen wurden angezündet und im Zimmer verteilt.

Es war Viertel vor sechs.

II

Um zwanzig nach sechs hielt Vera das Herumsitzen nicht länger aus. Sie beschloss, auf ihr Zimmer zu gehen und sich den schmerzenden Kopf und die Schläfen mit kaltem Wasser zu kühlen.

Sie stand auf und ging zur Tür. Rechtzeitig erinnerte sie sich jedoch, kam zurück und nahm sich eine Kerze aus der Schachtel. Sie zündete sie an, ließ etwas Wachs auf eine Untertasse tropfen und drückte die Kerze fest hinein. Dann verließ sie das Zimmer, schloss die Tür hinter sich und ließ die vier Männer drinnen allein zurück. Sie stieg die Treppe hoch und ging den Gang entlang zu ihrem Zimmer.

Als sie die Tür öffnete, blieb sie plötzlich stehen und stand wie erstarrt.

Ihre Nasenflügel bebten.

Das Meer... der Geruch des Meeres bei St. Tredennick.

Das war es. Sie konnte sich nicht täuschen. Natürlich roch man das Meer auf einer Insel immer, aber dies hier war anders. So hatte es an jenem Tag am Strand gerochen – es war Ebbe, und die Felsen waren mit Seetang bedeckt, der in der Sonne trocknete.

«Kann ich zur Insel hinausschwimmen, Miss Claythorne?»

«Warum darf ich nicht zur Insel rausschwimmen?»

Verwöhntes, weinerliches Balg. Wenn es Cyril nicht geben würde, wäre Hugo ein reicher Mann... könnte die Frau, die er liebt, heiraten...

Hugo...

Aber – war das nicht – Hugo neben ihr? Nein, Hugo wartete drinnen im Zimmer auf sie...

Sie machte einen Schritt vorwärts. Ein Luftzug vorn Fenster erfasste die Flamme der Kerze, sie flackerte und erlosch...

In der Dunkelheit packte sie plötzlich die Angst...

«Mach dich nicht lächerlich», redete sie sich gut zu. «Es ist alles in Ordnung. Die anderen sind unten. Alle vier. In diesem Zimmer ist niemand. Kann gar niemand sein. Deine Fantasie geht mal wieder mit dir durch, Vera.»

Aber dieser Geruch – dieser Geruch, wie am Strand von St. Tredennick... den bildete sie sich nicht ein. Der war echt.

Im Zimmer war doch jemand... Sie hatte etwas gehört – plötzlich hatte sie etwas gehört...

Und dann, als sie so dastand und lauschte, berührte eine kalte, feuchte Hand ihre Kehle – eine nasse Hand, die nach Meer roch...

III

Vera schrie. Sie schrie und schrie – Schreie äußersten Entsetzens – wilde, verzweifelte Schreie um Hilfe.

Sie hörte die Geräusche von unten nicht, das Poltern eines umgeworfenen Stuhls, das Quietschen einer aufspringenden Tür, die Schritte der Männer, die die Treppe hochliefen. In ihr war nichts als blankes Entsetzen.

Dann flackerten im Gang Lichter auf, und sie kam langsam wieder zu sich. – Kerzen – Männer stürmten herein –

«Zum Teufel! Was ist hier los? Gütiger Himmel, was ist passiert?»

Sie schauderte, machte einen Schritt nach vorn und brach zusammen. Sie merkte kaum, dass sich jemand über sie beugte, ihr den Kopf zwischen die Knie drückte.

Dann rief jemand: «Mein Gott, schaut euch das an!» Und sofort war sie wieder voll bei Bewusstsein. Sie öffnete die Augen und hob den Kopf. Jetzt sah sie, worauf die Blicke der Männer mit den Kerzen gerichtet waren.

Eine breite Girlande aus nassem Seetang hing von der Decke herab. Das war es, was im Dunkeln ihren Hals gestreift hatte. Das hatte sie für eine feuchte

Hand gehalten, die Hand eines Ertrunkenen, der aus dem Totenreich heraufgestiegen war, um sie zu erwürgen!

Vera brach in ein hysterisches Lachen aus.

Es war Seetang – nur Seetang – das war es, was so gerochen hatte...

Dann wurde ihr wieder schwarz vor Augen – Wellen von Übelkeit fluteten durch ihren Körper. Wieder nahm jemand ihren Kopf und zwang ihn zwischen ihre Knie.

Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Jemand gab ihr etwas zu trinken – drückte ihr ein Glas an die Lippen. Es roch nach Brandy.

Sie wollte den Alkohol gerade dankbar hinunterschlucken, als plötzlich so etwas wie eine Alarmglocke in ihrem Kopf schrillte. Sie setzte sich auf und stieß das Glas weg.

«Wo kommt das her?», fragte sie scharf.

Es war Blores Stimme, die nach längerem Schweigen antwortete: «Ich hab ihn von unten geholt.»

«Das trinke ich nicht!», heulte Vera auf.

Einen Moment lang war es still, dann lachte Lombard.

«Kompliment, Vera», sagte er anerkennend. «Sie haben alles unter Kontrolle – selbst wenn Sie gerade zu Tode erschreckt worden sind. Ich hole eine neue Flasche, die noch niemand geöffnet hat.»

Er ging schnell hinaus.

«Mir geht es schon wieder gut», flüsterte Vera. «Ich hätte gern etwas Wasser.»

Armstrong half ihr auf die Füße, sie schwankte. Auf ihn gestützt, ging sie zum Waschbecken. Sie drehte den Kaltwasserhahn auf und ließ das Glas voll laufen.

Blore schnaubte wütend: «Der Brandy ist völlig in Ordnung.»

«Woher wollen Sie das wissen?», fragte Armstrong.

«Ich habe nichts reingetan. Darauf wollen Sie doch hinaus!», erwiderte Blore ärgerlich.

«Ich sage gar nicht, Sie hätten das getan. Aber Sie hätten es tun können, Sie oder irgendjemand hätte die Flasche für genau so eine Gelegenheit präparieren können.»

Lombard kam mit einer neuen Flasche Brandy und einem Korkenzieher ins Zimmer zurück.

Er hielt Vera die versiegelte Flasche unter die Nase.

«Nur für Sie, Vera. Absolut kein Betrug möglich.» Er entfernte die Aluminiumfolie und zog den Korken. «Wir haben Glück, dass es im Haus einen guten Alkoholvorrat gibt. Wie zuvorkommend von Mr. U. N. Owen.»

Vera schüttelte sich heftig.

Armstrong hielt das Glas, während Philip den Brandy einschenkte.

«Sie sollten das jetzt trinken, Miss Claythorne», redete ihr Armstrong zu. «Sie hatten einen schlimmen Schock.»

Vera trank ein wenig von dem Brandy. Ihr Gesicht nahm langsam wieder Farbe an.

«Dieser Mord hier ist nicht ganz nach Plan gelaufen», scherzte Philip Lombard.

«Sie glauben – das war Absicht?», fragte Vera mit erstickter Stimme.

Lombard nickte. «Man hat wohl gehofft, Sie würden vor Angst sterben. Manche Menschen hätten das getan, nicht wahr, Doktor?»

«Das kann man unmöglich mit Sicherheit sagen», antwortete Armstrong ausweichend. «Bei einem jungen, gesunden Menschen ohne Herzschwäche – ziemlich unwahrscheinlich. Andererseits...»

Armstrong nahm das Glas mit dem Brandy, das Blore gebracht hatte, in die Hand. Er tauchte einen Finger hinein und kostete vorsichtig. Sein Gesicht veränderte sich nicht. «Schmeckt ganz normal», sagte er unschlüssig.

Wütend trat Blore vor: «Wenn Sie jetzt sagen, ich hätte da etwas reingetan, schlage ich Ihnen Ihren gottverdammten Schädel ein.»

Vera, deren Lebensgeist durch den Brandy wieder erwachten, lenkte von dem heiklen Thema ab und fragte: «Wo ist eigentlich der Richter?»

Die drei Männer sahen sich an.

«Sonderbar... Dachte, er war mit uns hier hochgekommen.»

«Ich auch», sagte Blore. «Sie waren doch auf der Treppe direkt hinter mir, Doktor, oder?»

«Ich dachte, er käme hinter mir... », sagte Armstrong. «Etwas langsamer natürlich, er ist ja ein alter Herr.»

Wieder sahen sie sich an.

«Verdammt komisch...», sagte Lombard.

«Wir müssen ihn suchen», trompetete Blore.

Er lief zur Tür, die anderen folgten ihm. Vera ging als Letzte.

Als sie die Treppe hinunterstiegen, sagte Armstrong über die Schulter: «Er könnte natürlich auch im Salon geblieben sein.»

Sie liefen durch die Eingangshalle. Armstrong rief laut: «Wargrave, Wargrave, wo sind Sie?»

Es kam keine Antwort. Bis auf das leise Rauschen des Regens war es totenstill im Haus.

Am Eingang zum Salon blieb Armstrong plötzlich abrupt stehen. Die anderen versammelten sich um ihn und schauten ihm über die Schulter.

Jemand schrie auf.

Richter Wargrave saß in seinem Lehnstuhl im hinteren Teil des Salons. Rechts und links von ihm brannten zwei Kerzen. Was die Zuschauer jedoch am meisten entsetzte und schockierte, war seine Aufmachung. Er saß da, in scharlachrotes Tuch gehüllt, mit einer Richterperücke auf dem Kopf...

Dr. Armstrong gab den anderen zu verstehen, sie sollten zurückbleiben. Er selbst ging zu der stummen, starr blickenden Gestalt hinüber und schwankte beim Gehen fast ein wenig wie ein Betrunkener.

Er beugte sich vor und blickte in das starre Gesicht. Dann hob er mit einer raschen Bewegung die Perücke hoch. Sie fiel zu Boden und entblößte die hohe, kahle Stirn. Genau in der Mitte befand sich ein rundes, verschmiertes Mal, aus dem etwas herausgesickert war.

Dr. Armstrong ergriff die leblose Hand und fühlte nach dem Puls. Dann wandte er sich den anderen zu.

«Er wurde erschossen...»

Seine Stimme klang ausdruckslos, tot – wie aus weiter Ferne.

«Verflucht – der Revolver!», schnaubte Blore.

Armstrong sagte mit der gleichen, leblosen Stimme: «Hat ihn am Kopf erwischt. War sofort tot.»

Vera bückte sich, hob die Perücke auf. «Miss Brents graue Wolle. Und sie hat danach gesucht... » Ihre Stimme zitterte vor Entsetzen.

«Und der rote Vorhang aus dem Badezimmer... », knurrte Blore.

«Dafür wurden sie also gebraucht...», flüsterte Vera.

Plötzlich brach Philip Lombard in Gelächter aus – ein hohes, unnatürliches Lachen.

«Fünf kleine Negerlein, die stritten sich ums Bier. Eins holte sich der Scharfrichter, da waren's nur noch vier. Das ist also das Ende von Scharfrichter Wargrave. Keine Urteilssprüche mehr! Kein schwarzes Barrett! Hier sitzt er zum letzten Mal zu Gericht! Keine Plädoyers mehr, keine Todesurteile für Unschuldige. Edward Seton würde ein Freudengeheul anstimmen, wenn er hier wäre! Der würde sich totlachen!»

Sein Ausbruch entsetzte und verblüffte die anderen.

«Heute Morgen haben Sie noch behauptet, er wäre der, den wir suchen!», empörte sich Vera.

Philip Lombard hatte sich wieder beruhigt.

«Ich weiß, das habe ich gesagt», gab er mit leiser Stimme zu. «Ich habe mich geirrt. Jetzt gibt es einen

mehr, dessen Unschuld bewiesen ist – wieder zu
spät!»

Vierzehntes Kapitel

I

Sie hatten Richter Wargrave in sein Zimmer hinaufgetragen und aufs Bett gelegt.

Dann waren sie wieder hinuntergegangen. Nun standen sie in der Eingangshalle und sahen einander an.

«Was machen wir jetzt?», fragte Blore düster.

«Erst einmal essen», sagte Lombard munter. «Wir müssen essen, so ist das nun mal!»

Wieder gingen sie in die Küche. Und wieder öffneten sie eine Dose mit Zunge. Alle aßen mechanisch, ohne viel zu schmecken.

«Ich esse nie wieder Zunge», stöhnte Vera.

Sie hatten das Mahl beendet. Sich gegenseitig beobachtend, saßen sie um den Küchentisch.

«Jetzt sind wir nur noch zu viert», sagte Blore. «Wer wird der Nächste sein?»

Armstrong starrte ihn an. Fast mechanisch antwortete er: «Wir müssen sehr vorsichtig sein →» Abrupt hielt er inne.

Blore nickte. «Das hat er immer gesagt – und jetzt ist er tot!»

«Wie konnte das geschehen?», fragte Armstrong.

Lombard fluchte. «Ein verdammt cleverer Trick! Jemand hat Miss Claythornes Zimmer mit diesem Zeug präpariert, und es hat genauso funktioniert, wie es geplant war. Wir rennen alle nach oben, weil wir glauben, sie würde gerade umgebracht. Und – in dem ganzen Trubel – überrascht er den alten Knaben und legt ihn um.»

«Warum hat niemand den Schuss gehört?», fragte Blore.

Lombard schüttelte den Kopf.

«Miss Claythorne hat geschrien, der Wind heulte, wir rannten herum und haben laut nach ihr gerufen. Da konnte man einfach nichts hören.» Er hielt kurz inne. «Aber der Trick wird nicht noch einmal funktionieren. Beim nächsten Mal wird er sich etwas Neues einfallen lassen müssen.»

«Das wird er wohl.» Blores Stimme klang ungemütlich. Die beiden Männer beäugten sich.

«Noch vier von uns», stellte Armstrong fest. «Und wir wissen nicht, wer davon...»

«Ich weiß...», knurrte Blore.

«Ich habe nicht den geringsten Zweifel...», sagte Vera.

«Ich vermute, ich weiß jetzt wirklich...», sagte Armstrong langsam.

«Ich glaube», meldete sich Philip Lombard zu Wort. «Ich habe jetzt eine ziemlich gute Vorstellung davon...»

Wieder sahen sich alle an...

Vera stand mühsam auf. «Ich fühle mich scheußlich. Ich muss ins Bett... bin völlig fertig.»

«Ist vielleicht das Beste», meinte Lombard. «Es bringt nichts, hier herumzusitzen und aufeinander aufzupassen.»

«Nichts dagegen...», brummte Blore.

Der Doktor murmelte: «Wird wohl das Beste sein – obwohl ich bezweifle, dass jemand von uns schlafen wird.»

Sie gingen zur Tür. Blore sagte:

«Ich frage mich, wo dieser Revolver jetzt ist.»

II

Sie stiegen die Treppe hinauf.

Was dann geschah, erinnerte an eine Szene in einer Komödie.

Jeder der vier stand im Flur, eine Hand auf der Klinke seiner oder ihrer Zimmertür. Dann öffnete jeder wie auf Kommando die Tür, ging ins Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. Danach hörte man das Zuschnappen von Riegeln und Schlössern, das Quietschen von Möbelstücken, die hin- und hergerückt wurden.

Vier verschreckte Menschen hatten sich bis zum Morgen in ihrem Zimmer verbarrikadiert.

III

Philip Lombard entfuhr ein Seufzer der Erleichterung, nachdem er erfolgreich einen Stuhl unter der Türklinke eingekeilt hatte.

Er schlenderte zur Frisierkommode.

Im flackernden Licht der Kerze studierte er neugierig sein Gesicht im Spiegel. Dann sprach er leise zu sich selbst:

«Diese Geschichte hat dich ja ganz schön nervös gemacht.»

Blitzartig tauchte das wölfische Grinsen wieder auf.

Er zog sich schnell aus, ging zum Bett und legte die Armbanduhr auf den Nachttisch.

Dann zog er die Schublade heraus.

Er stand da und starrte ungläubig auf den Revolver, der darin lag...

IV

Vera Claythorne lag im Bett.

Die Kerze neben ihr brannte noch, sie fand nicht den Mut, sie auszumachen. Sie hatte Angst vor der Dunkelheit...

Wieder und wieder sagte sie sich: «Bis morgen bist du in Sicherheit. Gestern Nacht ist nichts passiert, und heute Nacht wird auch nichts passieren. Es kann gar nichts passieren. Du hast alles verschlossen und verriegelt. Niemand kommt an dich heran...»

Und plötzlich dachte sie: «Natürlich! Ich kann hier bleiben! Kann einfach hier eingeschlossen bleiben! Essen ist nicht wichtig! Ich kann hier bleiben – in Sicherheit –, bis Hilfe kommt! Sogar wenn es ein, zwei Tage dauert...»

Hier bleiben. Ja, aber könnte sie wirklich hier bleiben? Stunde um Stunde, ohne mit jemandem zu reden, ohne etwas anderes zu tun als grübeln...

Sie würde wieder an Cornwall denken – an Hugo, an Cyril, an das, was sie zu ihm gesagt hatte.

Dieser grässliche, weinerliche kleine Junge, der sie ständig genervt hatte...

«Miss Claythorne, warum darf ich nicht zum Felsen rüberschwimmen? Ich kann's. Ich weiß, dass ich's kann.»

War das wirklich ihre Stimme, die geantwortet hatte?

Natürlich kannst du's, Cyril. Das weiß ich doch.»

«Kann ich dann gehen, Miss Claythorne?»

«Cyril, du weißt doch, was deine Mutter sich für Sorgen um dich macht. Aber pass auf. Morgen darfst du zum Felsen hinausschwimmen. Ich werde mich am Strand mit deiner Mutter unterhalten und sie ein bisschen ablenken. Und dann, wenn sie nach dir Ausschau hält, stehst du auf dem Felsen und winkst ihr zu. Das wird eine Riesenüberraschung!»

«Super, Miss Claythorne, das wird toll!»

Jetzt hatte sie es gesagt. Morgen! Hugo wollte nach Newquay fahren. Wenn er zurückkam – würde alles vorüber sein.

Ja, aber gesetzt den Fall, es wäre nicht so? Gesetzt den Fall, es ginge schief. Was, wenn Cyril noch rechtzeitig gerettet würde. Dann, ja, dann würde er sagen: «Miss Claythorne hat gesagt, ich darf... » Und was dann? Ein Risiko muss man eingehen!

Wenn es zum Schlimmsten kam, würde sie es schon durchstehen. «Wie kannst du nur so frech dahlügen, Cyril? Das habe ich nie gesagt!» Ihr würde man glauben. Cyril erzählte häufig irgendwelche Geschichten. Er war kein ehrliches Kind. Natürlich würde Cyril Bescheid wissen. Aber das machte nichts... und außerdem würde schon nichts schief gehen. Sie würde so tun, als ob sie hinter ihm her schwimmt, aber sie würde zu spät kommen... Niemand würde auch nur vermuten, dass...

Ob Hugo einen Verdacht hatte? Hatte er sie deswegen so sonderbar und irgendwie abwesend angeschaut?... Hatte Hugo es geahnt?

War er deshalb nach der polizeilichen Untersuchung so überstürzt verschwunden?

Er hatte den einzigen Brief, den sie ihm geschrieben hatte, nie beantwortet...

Hugo...

Vera wälzte sich ruhelos im Bett. Nein, nein, sie durfte jetzt nicht an Hugo denken. Es tat zu weh! Das alles war vorbei, vorüber und vorbei... Sie musste Hugo vergessen.

Weshalb hatte sie heute Abend plötzlich geglaubt, Hugo sei bei ihr im Zimmer?

Sie starrte zur Decke, auf den großen schwarzen Haken in der Mitte des Zimmers.

Dieser Haken war ihr vorher nie aufgefallen.

Der Seetang hatte daran gehangen.

Sie zitterte, als sie sich an die feuchtkalte Berührung erinnerte, die ihren Hals gestreift hatte.

Der Haken an der Decke gefiel ihr nicht. Er zog den Blick auf sich, übte eine unheimliche Faszination aus... ein großer, schwarzer Haken...

V

Exinspektor Blore saß auf der Bettkante.

Seine kleinen, rot umränderten und blutunterlaufenen Augen blickten hellwach aus dem massigen Gesicht. Er sah aus wie ein wilder Eber, der sich zum Angriff bereitmachte. Ihm war nicht nach Schlafen zumute.

Die Bedrohung kam jetzt ganz nah... Sechs von zehn.

Trotz seines Scharfsinns, seiner Vorsicht und Gerissenheit war dem Richter das Schicksal der anderen nicht erspart geblieben.

Blore schnaubte mit einem Gefühl wilder Genugtuung. Was hatte der alte Knacker noch gesagt?

«Wir müssen sehr vorsichtig sein...»

Selbstgerechter, aalglatter alter Heuchler. Saß zu Gericht und fühlte sich dabei wie Gott der Allmächtige. Jetzt hatte er dafür die Quittung gekriegt... für ihn war jetzt Schluss mit «vorsichtig sein».

Jetzt waren sie nur noch vier. Das Mädchen, Lombard, Armstrong und er selbst.

Schon bald würde es wieder einen von ihnen erwischen... Aber nicht ihn, William Henry Blore. Dafür würde er schon sorgen!

(Aber der Revolver... Was war mit dem Revolver? Der Revolver war und blieb ein Problem!)

Mit zerfurchter Stirn saß Blore auf dem Bett. Er kniff die kleinen Augen zu und dachte über das Problem des Revolvers nach...

In der Stille konnte er die Uhren unten schlagen hören.

Mitternacht.

Er entspannte sich etwas und riskierte sogar, sich auf dem Bett auszustrecken. Aber er zog sich nicht aus.

Er lag auf dem Bett und dachte nach. Ging die ganze Geschichte noch einmal von vorn bis hinten durch, methodisch und akribisch, wie er es früher im aktiven Polizeidienst getan hatte. Was sich am Ende bezahlt machte, war Gründlichkeit.

Die Kerze brannte nieder. Als er sich vergewissert hatte, dass die Streichhölzer in Griffweite lagen, blies er sie aus.

Seltsamerweise empfand er die Dunkelheit als beunruhigend. Es war, als würden in seinem Kopf längst vergessene Urängste wach und kämpften in seinem Bewusstsein um die Vorherrschaft. Gesichter segelten durch die Luft – das Gesicht des Richters, grotesk von grauer Wolle gekrönt – das kalte, im Tod erstarrte Gesicht von Mrs. Rogers – das verzerrte, purpurrote Gesicht von Anthony Marston.

Und noch ein Gesicht – blass, bebrillt, mit einem kleinen strohblonden Schnurrbart.

Ein Gesicht, das er irgendwann schon einmal gesehen hatte – aber wann? Nicht hier auf der Insel, nein, das lag viel länger zurück.

Komisch, zu diesem Gesicht fiel ihm kein Name ein... ein ziemlich dümmliches Gesicht im Grunde – der Kerl sah wie ein Trottel aus.

Aber ja! Die Erinnerung kam wie ein Schock.

Landor!

Merkwürdig, dass er völlig vergessen hatte, wie Landor aussah. Gestern hatte er noch versucht, sich an das Gesicht dieses Kerls zu erinnern, und es war ihm nicht gelungen.

Und jetzt sah er es vor sich, jeden Zug klar und deutlich, als ob er es gestern erst gesehen hätte.

Landor hatte eine Frau gehabt. Ein schmales Handtuch von einer Frau mit einem verhärmten Gesicht. Auch ein Kind war da, ein Mädchen von etwa vierzehn. Zum ersten Mal fragte er sich, was wohl aus ihnen geworden war.

(Der Revolver. Was war aus dem Revolver geworden? Das war jetzt viel wichtiger.)

Je länger er darüber nachdachte, desto merkwürdiger fand er es... er verstand diese Revolvergeschichte nicht.

Irgendwer in diesem Hause hatte den Revolver...

Unten schlug es ein Uhr.

Blores Gedankengänge wurden abrupt unterbrochen. Plötzlich saß er hellwach auf dem Bett. Er hatte ein Geräusch gehört – ein ganz schwaches Geräusch – draußen vor seiner Tür.

Jemand schlich im dunklen Haus herum.

Schweiß trat auf seine Stirn. Wer schlich da heimlich und leise über die Gänge? Jemand; der nichts Gutes vorhatte, darauf könnte er wetten!

Trotz seiner Leibesfülle gelang es ihm, geräuschlos aus dem Bett zu gleiten. Mit zwei Schritten war er an der Tür und lauschte.

Aber das Geräusch kam nicht wieder. Trotzdem war Blore überzeugt, dass er sich nicht geirrt hatte. Er hatte Schritte gehört, draußen, direkt vor seiner Tür. Mit leisem Prickeln stellten sich seine Nackenhaare auf. Jetzt wusste er wieder, was Angst war...

Draußen kroch jemand heimlich nachts herum.

Er lauschte – doch das Geräusch wiederholte sich nicht.

Und jetzt wurde er von einer neuen Versuchung bedrängt. Er wollte unbedingt hinausgehen und nachsehen. Wenn er nur feststellen könnte, wer da im Dunkeln lauerte!

Aber nur ein Verrückter würde jetzt die Tür öffnen! Wahrscheinlich wartete der andere nur darauf! Vielleicht hatte er Blore mit voller Absicht etwas hören lassen, weil er damit rechnete, dass Blore herauskommen und nachsehen würde.

Starr stand er da und lauschte. Von allen Seiten konnte er jetzt Geräusche hören, Knacken, Rascheln, geheimnisvolles Flüstern – aber sein sturer, realistischer Verstand erkannte sie als das, was sie waren: die Schöpfungen seiner eigenen überhitzten Fantasie.

Plötzlich aber hörte er etwas, das keine Einbildung war. Schritte, ganz leise, ganz vorsichtige Schritte, aber deutlich erkennbar für jemand, der wie Blore mit allen Sinnen lauschte.

Leise kamen sie den Gang entlang (die Zimmer von Lombard und Armstrong lagen weiter vom Treppenabsatz weg als seines) und gingen ohne Zögern oder Zaudern an seiner Zimmertür vorbei.

In diesem Moment traf Blore seine Entscheidung.

Er musste wissen, wer es war! Die Schritte waren nun endgültig an seiner Tür vorbei und gingen auf die Treppe zu. Wohin lief der Mann?

Wenn Blore handelte, tat er es schnell, überraschend schnell für einen Mann, der so schwerfällig und langsam aussah. Auf Zehenspitzen schlich er zum Bett zurück, ließ die Streichhölzer in seine Tasche gleiten, zog den Stecker der Nachttischlampe heraus und wickelte das Kabel darum. Die Lampe war aus Chrom mit einem schweren Fuß aus Ebonit – eine wirkungsvolle Waffe.

Geräuschlos spurtete er durch das Zimmer, entfernte den unter die Türklinke gezwängten Stuhl, schob vorsichtig den Riegel zurück und schloss die Tür auf. Er trat auf den Gang hinaus. Von der Eingangshalle unten drangen schwache Laute herauf. Blore lief auf Strümpfen leise zum Treppenabsatz.

In diesem Augenblick wurde ihm schlagartig klar, warum er alle Geräusche so deutlich gehört hatte. Der Wind hatte sich völlig gelegt, und der Himmel musste jetzt ganz klar sein. Schwaches Mondlicht fiel durch das Fenster im Treppenhaus und erleuchtete die Eingangshalle unten.

Im Bruchteil einer Sekunde sah Blore eine Gestalt, die durch die Eingangstür nach draußen huschte.

Mitten in seiner Verfolgungsjagd hielt Blore inne. Um ein Haar hätte er sich schon wieder zum Narren

gemacht! Vielleicht war das eine Falle, um ihn aus dem Haus zu locken!

Aber der andere wusste nicht, dass er einen Fehler gemacht hatte, durch den er sich Blore vollständig auslieferte. Von den drei bewohnten Zimmern musste jetzt eines leer sein, und es war ein Leichtes, festzustellen, welches.

Blore ging vorsichtig wieder durch den Korridor zurück.

Zuerst klopfte er an Dr. Armstrongs Tür. Es kam keine Antwort.

Er wartete kurz, dann ging er weiter zu Philip Lombards Zimmer.

Hier kam sofort die Antwort auf sein Klopfen. «Wer ist da?»

«Ich bin's, Blore. Ich glaube, Armstrong ist nicht in seinem Zimmer. Warten Sie einen Moment.»

Er ging zur letzten Tür am Ende des Gangs. Wieder klopfte er. «Miss Claythorne. Miss Claythorne.»

«Wer ist da? Was ist denn los?», antwortete Vera mit Angst in der Stimme.

«Alles in Ordnung, Miss Claythorne. Warten Sie einen Moment. Ich bin gleich wieder da.»

Er rannte wieder zu Lombards Zimmer. Die Tür ging auf. Lombard stand in der Tür, eine brennende Kerze in der linken Hand. Über den Schlafanzug hatte er seine Hosen angezogen. Seine rechte Hand steckte in der Schlafanzugjacke.

«Was zum Teufel ist hier los?», fragte er scharf.

Blore informierte ihn hastig. Lombards Augen glänzten.

«Armstrong! Also ist er unser Vogel!» Er ging zu Armstrongs Tür. «Tut mir Leid, Blore, aber ich glaube nur, was ich sehe.»

Er klopfte heftig gegen das Holz. «Armstrong – Armstrong!»

Es kam keine Antwort.

Lombard ging in die Knie und schielte durchs Schlüsselloch. Geschickt steckte er den kleinen Finger ins Schloss.

«Von innen steckt der Schlüssel nicht.»

«Also hat er von außen zugesperrt und den Schlüssel mitgenommen», vermutete Blore.

Philip nickte. «Er war vorsichtig! Blore, jetzt schnappen wir ihn uns... diesmal kriegen wir ihn! Warten Sie einen Moment.»

Er rannte zu Veras Zimmer. «Vera!»

«Ja.»

«Wir sind hinter Armstrong her. Er ist nicht in seinem Zimmer. Was auch immer Sie tun, öffnen Sie auf keinen Fall die Tür! Verstanden?»

«Ja, verstanden.»

«Wenn Armstrong kommt und sagt, ich wäre tot oder Blore, reagieren Sie nicht! Klar? Öffnen Sie Ihre Tür nur, wenn wir beide, Blore und ich, mit Ihnen reden. Kapiert?»

«Ja. Ich bin doch nicht lebensmüde», rief Vera zurück.

«Gut», sagte Lombard und lief zu Blore. «Und jetzt – ihm nach! Die Jagd ist eröffnet!»

«Wir sollten vorsichtig sein», mahnte Blore. «Er hat einen Revolver. Denken Sie daran.»

Philip Lombard kicherte, als er die Treppe hinunterrannte. «In diesem Punkt irren Sie sich.» Er öffnete die Eingangstür. «Das Schnappschloß ist zurückgeschoben – damit er leicht wieder hereinkann.»

«Ich habe den Revolver!» Lombard zog ihn halb aus seiner Tasche. «Hab ihn heute Nacht wieder in meiner Schublade gefunden.»

Blore erstarrte und blieb auf der Türschwelle stehen. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig. Philip Lombard bemerkte es.

«Seien Sie kein Dummkopf, Blore! Ich werde Sie nicht erschießen! Gehen Sie von mir aus wieder rein und verbarrikadieren Sie sich! Ich suche Armstrong.»

Damit rannte er hinaus ins Mondlicht. Blore zögerte kurz, dann folgte er ihm.

«Ich muss verrückt geworden sein», sagte er sich. «Na, wenn schon...»

Er legte sich heute ja nicht zum ersten Mal mit bewaffneten Verbrechern an. Was ihm auch sonst fehlen mochte, an Mut fehlte es ihm jedenfalls nicht. Gefahr bekannt, Gefahr gebannt, war sein Motto. Im Freien hatte er keine Angst. Es machte ihm nur Angst, wenn die Gefahr schwer zu durchschauen und von übersinnlichem Hokusfokus begleitet war.

VI

Vera, zum Warten auf die Klärung der Lage verurteilt, stand auf und zog sich an.

Zwischendurch schielte sie immer wieder nach der Tür. Eine solide gearbeitete, stabile Tür. Vera hatte sie nicht nur verriegelt und abgeschlossen, sondern zusätzlich noch einen Eichenstuhl unter der Klinke verkeilt.

Mit Gewalt ließ sie sich nicht öffnen, und schon gar nicht von Dr. Armstrong. Er war kein körperlich starker Mann.

Wäre sie Armstrong und plante einen Mord, dann würde sie List anwenden und nicht Gewalt.

Sie vertrieb sich die Zeit, indem sie sich die Tricks ausmalte, die er anwenden könnte.

Er könnte zum Beispiel – wie Philip vermutet hatte – behaupten, einer der beiden Männer sei tot. Oder er könnte vortäuschen, er selbst sei tödlich verletzt worden, und sich stöhnend und mit letzter Kraft bis zu ihrer Zimmertür schleppen.

Es gab noch andere Möglichkeiten. Er könnte behaupten, das Haus stünde in Flammen. Er könnte es sogar selbst anzünden... Ja, das wäre eine Möglichkeit. Erst lockt er die beiden Männer aus dem Haus, dann setzt er eine Benzinspur in Brand, die er vorher selbst gelegt hat, und sie, Vera, würde wie eine Idiotin in ihrem Zimmer verbarrikadiert sitzen bleiben, bis es zu spät war.

Sie lief zum Fenster hinüber. Nicht schlecht. Im Notfall könnte man durch das Fenster fliehen. Es war zwar relativ hoch, aber darunter befand sich freundlicherweise ein Blumenbeet.

Sie setzte sich, griff nach ihrem Tagebuch und begann mit flüssiger, klarer Schrift zu schreiben.

Man musste sich die Zeit vertreiben.

Plötzlich hielt sie in der Bewegung inne und lauschte. Sie hatte ein Geräusch gehört, das wie zerbrechendes Glas klang. Von irgendwo da unten schallte es zu ihr hoch.

Angestrengt lauschte sie, aber das Geräusch kam nicht wieder.

Ihr war, als hörte sie heimliche Schritte, das Knarren der Treppe, Kleider, die raschelten – nichts Bestimmtes, sodass sie diese Geräusche, wie schon Blore vor ihr, ihrer Fantasie zuschrieb.

Aber jetzt hörte sie andere, viel realere Geräusche. Im Erdgeschoss liefen Menschen hin und her, man hörte Stimmengemurmel. Dann kam jemand energisch die Treppe herauf – Türen wurden geöffnet und wieder geschlossen, Geräusche von Schritten auf dem Dachboden. Und noch mehr Geräusche von dort.

Schließlich lief jemand den Gang entlang. Und Lombards Stimme fragte: «Alles in Ordnung, Vera?»

«Ja. Was ist passiert?»

Blore antwortete: «Lassen Sie uns herein?»

Vera ging zur Tür, zog den Stuhl weg und entriegelte die Tür. Sie öffnete. Beide Männer waren außer Atem, ihre Schuhe und Hosenbeine waren völlig durchnässt.

«Was ist passiert?»

«Armstrong ist verschwunden... », sagte Lombard.

VII

«Was?» Veras Stimme klang wie ein Schrei.

«Hat sich praktisch in Luft aufgelöst», sagte Lombard.

«Genau so», schnaubte Blore. «In Luft aufgelöst, wie bei einem billigen Zaubertrick!»

«Unsinn!», widersprach Vera. «Er versteckt sich irgendwo.»

«Nein. Tut er nicht», knurrte Blore. «Es gibt auf dieser Insel kein Versteck. Die ist kahl wie die Sahara. Und draußen scheint der Mond. Es ist taghell. Er ist unauffindbar.»

«Bestimmt ist er zum Haus zurückgelaufen», sagte Vera.

«Daran haben wir auch gedacht. Wir haben das Haus durchsucht. Sie müssen uns gehört haben. Ich sage Ihnen: Er ist nicht hier. Er ist weg – abgehauen, verschwunden, hat sich in Luft aufgelöst...»

«Ich glaub's einfach nicht», wiederholte Vera verblüfft.

«Es ist wahr, Vera», erwiderte Lombard.

Er hielt kurz inne. Dann sagte er:

«Da ist noch etwas. Im Esszimmer ist eine Fensterscheibe eingeschlagen worden – und jetzt stehen nur noch drei Porzellanfiguren auf dem Tisch.»

Fünfzehntes Kapitel

I

Drei Menschen saßen in der Küche beim Frühstück.

Draußen schien die Sonne. Es war ein herrlicher Tag. Das Unwetter gehörte der Vergangenheit an.

Mit dem Wetterwechsel hatte sich auch die Stimmung der Gefangenen auf der Insel gewandelt. Sie fühlten sich wie gerade aus einem Albtraum erwacht. Die Gefahr war zwar noch da, aber es war eine Gefahr im hellen Tageslicht. Die lähmende Atmosphäre der Angst, die sie gestern, als der Wind draußen heulte, noch wie eine Decke eingehüllt hatte, war gewichen. Lombard sagte: «Wir können heute versuchen, mit einem Spiegel vom höchsten Punkt der Insel Blinksignale zu senden. Vielleicht läuft drüben ja ein aufgeweckter Kerl über die Klippen, der ein SOS-Signal erkennt, wenn er es sieht. Das hoffe ich jedenfalls. Am Abend könnten wir es mit einem Feuer versuchen – viel Holz gibt es zwar nicht – und natürlich könnten sie drüben denken, wir feiern hier nur eine Party mit Wein, Weib und Gesang.»

«Irgendjemand kennt bestimmt die Morsezeichen», meinte Vera. «Und dann kommen sie und holen uns hier weg. Noch vor heute Abend.»

«Das Wetter ist gut jetzt, ganz klar», antwortete Lombard. «Aber das Meer hat sich noch nicht beruhigt. Zu hoher Wellengang. Vor morgen wird kein Boot an die Insel herankommen.»

«Noch eine Nacht hier!», stöhnte Vera auf.

Lombard zuckte die Schultern.

«Damit müssen wir rechnen. Vierundzwanzig Stunden müssten reichen. Wenn wir die überstehen, sind wir gerettet.»

Blore räusperte sich. «Wir sollten uns noch über eins klar werden. Was geschah mit Armstrong?»

«Einen konkreten Hinweis haben wir», sagte Lombard. «Auf dem Tisch stehen nur noch drei Figuren. Sieht so aus, als hätte Armstrong jetzt seine Ruhe.»

«Warum haben Sie dann nicht seine Leiche gefunden?», fragte Vera.

«Genau!», knurrte Blore.

Lombard schüttelte den Kopf. «Es ist verdammt seltsam», gab er zu. «Schwer zu begreifen.»

«Jemand könnte sie ins Meer geworfen haben», vermutete Blore.

«Wer denn?», fragte Lombard ungehalten. «Sie? Ich? Sie haben doch gesehen, dass er durch die Eingangstür nach draußen gelaufen ist. Dann kommen Sie angerannt und finden mich in meinem Zimmer. Und wir machen uns gemeinsam auf die Suche. Wann zum Teufel hatte ich Zeit, ihn zu töten und seine Leiche auf der Insel herumzutragen?»

«Das weiß ich nicht», gab Blore zu. «Aber eins weiß ich genau.»

«Und das wäre?»

«Der Revolver», schnaubte Blore. «Es war Ihr Revolver. Und er ist jetzt in Ihrem Besitz. Können Sie beweisen, dass Sie ihn nicht die ganze Zeit über hatten?»

«Was soll das, Blore? Wir sind alle durchsucht worden.»

«Sie hatten ihn versteckt, bevor Sie drankamen. Anschließend haben Sie ihn sich wieder geholt.»

«Sie sind ein Holzkopf, Blore. Ich schwöre Ihnen, jemand hat ihn wieder zurück in meine Schublade gelegt. Das war die größte Überraschung meines Lebens, als ich ihn da wieder gefunden habe.»

«Und Sie verlangen von uns, dass wir Ihnen so etwas glauben! Warum zum Teufel sollte Armstrong – oder irgendjemand anders – den Revolver wieder dorthin legen?»

Lombard zog verzweifelt die Schultern hoch. «Ich habe nicht die geringste Ahnung. Es ist einfach verrückt. Das Letzte, was man erwarten würde. Es scheint ohne jeden Sinn und Zweck.»

Blore gab ihm Recht. «Völlig sinnlos. Sie hätten sich eine bessere Geschichte ausdenken sollen.»

«Wenn das kein Beweis dafür ist, dass ich die Wahrheit sage!»

«Das sehe ich nicht so.»

«Es hätte mich auch gewundert», gab Lombard zu.

«Hören Sie, Lombard, wenn Sie ein ehrlicher Mann sind, wie Sie behaupten →»

«Wann hätte ich je behauptet, ich sei ein ehrlicher Mann?», unterbrach ihn Lombard. «Das habe ich wirklich nie gesagt.»

Unbeirrt sprach Blore weiter: «Wenn Sie die Wahrheit sagen – können wir nur eins machen. Solange Sie den Revolver haben, sind Miss Claythorne und ich Ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Fairerweise sollte der Revolver zu den anderen Sachen gelegt werden, die wir weggeschlossen haben – und Sie und ich behalten weiterhin jeder einen Schlüssel.»

Philip Lombard zündete sich eine Zigarette an.

Er stieß den Rauch aus und sagte: «Seien Sie kein Esel.»

«Sie machen also nicht mit?»

«Auf keinen Fall. Der Revolver gehört mir. Ich brauche ihn, um mich zu schützen – und ich werde ihn behalten.»

«Wenn das so ist, müssen wir daraus unsere Schlüsse ziehen.»

«Dass ich U. N. Owen bin? Denken Sie doch, was Sie wollen. Aber ich frage Sie, wenn das stimmt, warum habe ich Sie dann vergangene Nacht nicht einfach mit dem Revolver umgelegt? An die zwanzigmal hätte ich dazu Gelegenheit gehabt!»

Blore schüttelte den Kopf. «Ich weiß es nicht – wirklich nicht. Irgendeinen Grund werden Sie schon gehabt haben.»

Vera hatte sich nicht an der Unterhaltung beteiligt. Jetzt wurde sie langsam unruhig: «Ich finde, Sie benehmen sich wie zwei Idioten.»

Lombard starrte sie an. «Was soll das heißen?»

«Sie haben beide den Kinderreim vergessen. Da ist doch ein Hinweis versteckt!»

In bedeutungsvollem Tonfall zitierte sie:

«Vier kleine Negerlein, die segelten ins Freie.

Ein roter Hering schwamm vorbei,

da waren's nur noch dreie.»

«Der rote Hering», fuhr sie fort. «Die falsche Fährte – das ist der Schlüssel! Armstrong ist nicht tot... Er hat die Figur weggenommen, damit wir glauben, er sei tot. Sie können sagen, was Sie wollen – Armstrong ist immer noch hier auf der Insel. Sein Verschwinden ist der rote Hering, die falsche Fährte, die er ausgelegt hat...»

Lombard setzte sich. «Sie könnten wirklich Recht haben.»

«Wenn das stimmt, wo ist er dann?», fragte Blore. «Wir haben alles abgesucht, draußen wie drinnen.»

«Wir haben auch alle nach dem Revolver gesucht», spottete Vera. «Und konnten ihn nicht finden. Dabei war er die ganze Zeit über da!»

«Zwischen einem Revolver und einem Mann gibt es einen kleinen Unterschied in der Größe, Verehrteste», stellte Lombard fest.

«Das ist egal – ich weiß, dass ich Recht habe», sagte Vera.

«Dadurch macht er sich doch nur verdächtig», murmelte Lombard. «Wenn er im Gedicht wortwörtlich vom «roten Hering» spricht. Er hätte das auch etwas anders aufschreiben können.»

«Das ist es ja», rief Vera. «Er ist verrückt! Merken Sie das denn nicht! Nach einem Gedicht vorzugehen,

das ist verrückt! Den Richter zu kostümieren, Rogers beim Holzhacken zu töten, Mrs. Rogers mit Tabletten abzufüllen, damit sie «verschläft» – eine Biene zu besorgen, als Miss Brent starb! Als ob ein grausames Kind sein Spiel treibt. Es muss alles zusammenpassen.»

«Ich muss Ihnen Recht geben», sagte Blore.

Eine Minute lang dachte er nach.

«Jedenfalls gibt's auf der Insel keinen Zoo. Das macht ihm bestimmt schwer zu schaffen.»

«Aber das ist es doch», brach es aus Vera heraus. «Wir sind sein Zoo... Heute Nacht waren wir doch schon fast keine Menschen mehr! Der Zoo sind wir...»

II

Sie verbrachten den Vormittag auf den Klippen und blinkten abwechselnd mit einem Spiegel zum Festland hinüber.

Nichts deutete darauf hin, dass jemand sie sah. Kein Signal antwortete ihnen. Der Tag war schön, leicht dunstig. Unter ihnen wogte das Meer mit gewaltigen Brechern. Es waren keine Boote zu sehen.

Sie hatten noch einmal vergeblich die Insel durchsucht. Von dem vermissten Arzt fand sich keine Spur.

Vera schaute von dort, wo sie standen, hinauf zum Haus. Ihre Stimme klang gepresst, als sie sagte:

«Man fühlt sich einfach sicherer, draußen im Freien... Wir sollten nicht wieder ins Haus zurückgehen.»

«Keine schlechte Idee», sagte Lombard. «Hier sind wir ziemlich sicher. Niemand kann sich an uns heranmachen, ohne dass wir ihn nicht schon von weitem sehen.»

«Wir bleiben hier», entschied Vera.

«Irgendwo müssen wir die Nacht verbringen», gab Blore zu bedenken. «Dazu müssen wir wieder ins Haus zurück.»

Vera schauderte. «Ich halte das nicht aus. Noch eine Nacht da drin stehe ich nicht durch.»

«Sie sind doch völlig sicher», beruhigte Philip sie. «Eingeschlossen in Ihrem Zimmer.»

«Vermutlich», murmelte Vera. Sie streckte die Hände aus.

«Es tut so gut, die Sonne wieder zu spüren...»

Im Stillen dachte sie: «Wie seltsam... ich bin fast glücklich. Und doch weiß ich, dass mein Leben in Gefahr ist... Irgendwie scheint nichts mehr wichtig... nicht bei Tageslicht... meine Kraft – ich fühle, dass ich nicht sterben kann!»

Blore sah auf seine Armbanduhr. «Zwei Uhr jetzt. Wie wär's mit Essen?»

«Ich gehe nicht ins Haus zurück», sagte Vera störrisch. «Ich bleibe hier – im Freien.»

«Aber, aber, Miss Claythorne. Sie müssen doch bei Kräften bleiben!»

«Wenn ich noch ein einziges Mal Zunge aus der Dose sehe, wird mir schlecht! Ich will überhaupt

nichts essen. Man kann tagelang ohne Essen auskommen, wenn man auf Diät ist.»

«Also, ich brauche meine geregelten Mahlzeiten. Was ist mit Ihnen, Mr. Lombard?»

«Die Aussicht auf Zunge aus der Dose reizt mich nicht besonders. Ich bleibe hier, bei Miss Claythorne.»

Blore zögerte.

«Sie können mich ruhig allein lassen», sagte Vera zu Blore. «Er wird mich schon nicht erschießen, sobald Sie mir den Rücken zukehren, wenn es das ist, was Sie fürchten.»

«Na schön, wenn Sie meinen... », gab Blore sich geschlagen. «Aber wir hatten abgemacht, dass wir uns nicht trennen sollten.»

«Sie sind derjenige, der sich in die Höhle des Löwen wagen will. Ich komme mit Ihnen, wenn Sie möchten.»

«Auf keinen Fall», sagte Blore. «Sie bleiben hier!»

Philip lachte.

«Sie haben also immer noch Angst vor mir? Wissen Sie nicht, dass ich Sie beide jetzt in diesem Augenblick erschießen könnte, wenn ich wollte.»

«Stimmt», gab Blore zu. «Ist aber nicht nach Plan. Einer nach dem anderen – so muss das laufen – und es muss auf eine bestimmte Art durchgezogen werden.»

«Sie scheinen ja bestens informiert zu sein», sagte Lombard.

«Wird einem schon mulmig», gestand Blore. «Wenn man ganz allein zum Haus gehen soll.»

«Jetzt fragen Sie mich bestimmt gleich, wollen Sie mir nicht Ihren Revolver leihen?», sagte Philip sanft. «Meine Antwort ist nein, ich will nicht! Ganz so einfach liegt der Fall nämlich nicht.»

Blore zuckte die Schultern und machte sich auf den steilen Weg hinauf zum Haus.

Lombard sagte leise: «Fütterung der Raubtiere im Zoo! Die Viecher haben ihre festen Gewohnheiten!»

«Ist das nicht riskant, was er da macht?», fragte Vera ängstlich.

«Ich glaube nicht. Nicht so, wie Sie meinen. Armstrong ist nicht bewaffnet, und Blore ist ihm körperlich um ein Vielfaches überlegen. Und er ist auf der Hut. Außerdem ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass Armstrong sich im Haus versteckt. Ich weiß einfach, dass er nicht dort ist.»

«Aber – welche andere Lösung gibt es?»

Philip sagte mit leiser Stimme: «Es gibt Blore.»

«Oh – aber glauben Sie wirklich –?»

«Hören Sie, Vera. Sie haben Blores Geschichte gehört. Wenn sie stimmt, müssen Sie zugeben, dass ich mit Armstrongs Verschwinden unmöglich etwas zu tun haben kann. Seine Geschichte entlastet mich, aber sie belastet ihn. Wir haben nur sein Wort, dass er Schritte hörte und einen Mann die Treppen hinunterlaufen und aus dem Haus flüchten sah. Das kann eine Lüge sein. Vielleicht hat er Armstrong schon Stunden früher aus dem Weg geräumt.»

«Und wie?»

Lombard zuckte die Schultern.

«Wer weiß das schon. Aber wenn Sie mich fragen, gibt es nur eins, wovor wir uns fürchten müssen, und das ist Blore! Was wissen wir über den Mann? Weniger als nichts! Diese ganze Geschichte vom Expolizisten kann totaler Schwindel sein! Er kann alles Mögliche sein – ein verrückter Millionär – ein durchgeknallter Geschäftsmann – ein geflohener Sträfling aus Broadmoor. Eines ist sicher. Er könnte jedes einzelne dieser Verbrechen begangen haben.»

Vera war ziemlich blass geworden. Ihre Stimme klang belegt, als sie sagte: «Und angenommen, er kriegt – uns?»

Lombard tätschelte den Revolver in seiner Tasche: «Ich werde sehr gut aufpassen, dass das nicht geschieht.» Dann sah er sie neugierig an. «Rührend, wie Sie mir vertrauen, Vera. Sind Sie sicher, dass ich Sie nicht erschieße?»

«Irgendwem muss man vertrauen... Ich denke übrigens, dass Sie sich in Blore täuschen. Ich glaube immer noch, es ist Armstrong.»

Abrupt trat sie auf ihn zu.

«Spüren Sie es nicht – die ganze Zeit schon –, dass hier jemand ist? Jemand, der uns beobachtet und abwartet?»

«Das sind nur die Nerven», sagte Lombard langsam.

«Dann haben Sie es also auch gespürt?»

Sie schauderte und beugte sich näher zu ihm.

«Sagen Sie... Sie glauben doch nicht...» Sie brach ab. «Ich habe eine Geschichte gelesen», fuhr sie fort, «von zwei Richtern, die in eine amerikanische Kleinstadt kamen – Richter vom Obersten Gerichtshof.

Sie sollten Recht sprechen – totale Gerechtigkeit walten lassen –, aber sie waren nicht von dieser Welt...»

Lombard zog die Augenbrauen hoch.

«Himmlische Besucher? Nein, ich glaube nicht ans Übernatürliche. Was hier passiert, ist absolut menschlich.»

Mit leiser Stimme sagte Vera: «Manchmal – bin ich nicht sicher...»

Lombard sah sie aufmerksam an.

«Das ist das Gewissen...» Er schwieg einen Augenblick. «Also haben Sie das Kind doch ertränkt?», sagte er dann.

«Das habe ich nicht!», empörte Vera sich. «Ich habe es nicht getan! Sie haben kein Recht, das zu sagen!»

Lombard lachte leichthin.

«O doch, Sie haben es getan, meine liebe Vera! Ich weiß nicht, warum. Kann es mir nicht vorstellen. Wahrscheinlich ging es dabei um einen Mann. Stimmt's?»

Plötzlich fühlte Vera, wie sich in jedem Teil ihres Körpers Gleichgültigkeit und totale Erschöpfung breit machten. Mit matter Stimme antwortete sie: «Ja – es ging dabei um einen Mann...»

«Danke», sagte Lombard mit sanfter Stimme. «Das wollte ich doch nur wissen...»

Plötzlich richtete sich Vera kerzengerade auf.

«Was war das? War das etwa ein Erdbeben?»

«Nein, nein», versicherte Lombard. «Trotzdem, merkwürdig – ein Schlag, und der Boden hat gebebt. Ich dachte – haben Sie auch so etwas wie einen Schrei gehört?»

Sie starrten zum Haus hinauf.

«Es kam von dort oben», sagte Lombard. «Wir sollten hinaufgehen und nachsehen.»

«Nein. Ich gehe da nicht hin.»

«Wie Sie wollen. Ich werde gehen.»

«Also gut», gab Vera nach. «Ich komme mit.»

Sie liefen gemeinsam den Hügel hinauf zum Haus. Friedlich und harmlos lag die Terrasse im Sonnenschein. Einen Augenblick zögerten sie. Dann betraten sie das Haus nicht durch die Eingangstür, sondern gingen vorsichtig um das Haus herum.

Sie fanden Blore. Er lag auf der Ostseite der Steinterrasse ausgestreckt auf dem Boden, sein Kopf zermalmt und zerfetzt von einem großen weißen Marmorblock.

Philip blickte hinauf.

«Wessen Fenster ist das dort oben?»

Mit erstickter Stimme antwortete Vera: «Es ist meins – und die Uhr stand bei mir auf dem Kamin... Jetzt weiß ich es wieder. Sie sah aus – wie ein Bär.»

Mit bebender Stimme wiederholte sie:

«Sie sah aus – wie ein Bär...»

III

Philip packte sie bei den Schultern.

Er sagte mit einer Stimme, aus der Wut und Entschlossenheit sprachen: «Alles klar. Armstrong hält

sich irgendwo im Haus versteckt. Ich gehe hinein und schnappe ihn mir.»

Aber Vera hielt ihn fest:

«Tun Sie das nicht. Jetzt geht es um uns! Wir sind als Nächste dran! Er will, dass wir ihn suchen. Er rechnet damit!»

Philip blieb stehen. Nachdenklich sagte er: «Da ist was dran.»

«Jetzt geben Sie zu, dass ich Recht hatte», rief Vera.

Er nickte. «Ja – der Punkt geht an Sie! Es ist Armstrong. Aber wo, zum Teufel, hat er sich versteckt! Wir haben alles haarklein, bis in die letzte Ecke, durchkämmt.»

«Wenn Sie ihn letzte Nacht nicht gefunden haben, werden Sie ihn auch jetzt nicht finden», mahnte Vera eindringlich. «Das sagt einem der gesunde Menschenverstand!»

«Ja, aber...»

«Er muss sich schon vorher ein Versteck eingerichtet haben – natürlich – genauso wird er es gemacht haben. Denken Sie an die geheimen Kammern in alten Schlössern.»

«Das ist aber hier kein altes Schloss.»

«Er hätte es sich einbauen lassen können.»

Lombard schüttelte den Kopf.

«Wir haben das Gebäude vermessen – am allerersten Morgen. Ich kann schwören, dass wir hier jeden Kubikmeter Raum kennen. Es gibt keine geheime Kammer.»

«Es muss eine geben...», sagte Vera.

«Ich möchte nachsehen →», begann Lombard.

Sofort unterbrach Vera ihn. «Sie möchten nachsehen! Und das weiß er! Er ist da drin und wartet auf Sie.»

Lombard zog den Revolver ein Stück weit aus seiner Tasche.

«Ich habe immer noch das hier», sagte er.

«Sie haben gesagt, Blore könnte nichts zustoßen – er wäre Armstrong überlegen. Körperlich war er das, und vorsichtig war er auch. Aber Sie begreifen nicht, dass Armstrong wahnsinnig ist! Und ein Wahnsinniger hat alle Trümpfe in der Hand. Er ist doppelt so gerissen wie jeder normale Mensch.»

Lombard steckte den Revolver in seine Tasche zurück.

«Kommen Sie.»

IV

«Was wollen Sie tun, wenn es Nacht wird?», fragte Lombard schließlich.

Vera antwortete nicht. Vorwurfsvoll fuhr er fort: «Haben Sie sich das noch nicht überlegt?»

«Was können wir denn tun?», antwortete sie hilflos. «Mein Gott, ich habe solche Angst...»

«Das Wetter ist gut», sagte Lombard nachdenklich. «Der Mond wird am Himmel stehen. Wir müssen eine Stelle finden – ganz oben auf der Spitze der Klippen vielleicht. Da können wir uns hinsetzen und auf den Morgen warten. Wir dürfen auf gar keinen

Fall einschlafen... wir müssen die ganze Zeit über aufpassen. Und wenn jemand zu uns heraufkommt, werde ich schießen!»

Er schwieg. Dann fragte er: «Wird Ihnen nicht kalt in diesem dünnen Kleid?»

«Kalt?», antwortete Vera mit einem rauen Lachen. «Wenn ich tot bin, ist mir kälter.»

«Das ist wahr», sagte Lombard ruhig.

Vera rutschte ruhelos hin und her.

«Ich werde wahnsinnig, wenn ich noch länger hier sitze. Lassen Sie uns etwas laufen.»

«Einverstanden.»

Langsam stiegen sie hoch und wieder runter, sie folgten einer Reihe Felsen, von denen man hinunter aufs Meer sehen konnte. Die Sonne neigte sich gen Westen. Das Licht war mild und golden. Es hüllte sie in einen goldenen Glanz.

«Schade, dass wir nicht baden können... », sagte Vera und kicherte unvermittelt nervös.

Philip blickte aufs Meer hinunter. Plötzlich fragte er: «Was ist das dort? Sehen Sie das – bei dem großen Felsen da! Nein – etwas weiter rechts.»

Vera starrte dorthin. «Sieht aus wie Kleider!», vermutete sie.

«Da badet einer, was?» Lombard lachte. «Merkwürdig. Bestimmt ist es nur Seegras.»

«Gehen wir nachsehen», schlug Vera vor.

«Es sind Kleider», rief Lombard, als sie näher kamen. «Ein ganzes Bündel. Das da ist ein Stiefel. Kommen Sie, klettern wir hier lang!»

Sie kletterten mühsam über die Felsen.

Plötzlich blieb Vera stehen:

«Das sind keine Kleider – das ist ein Mensch...»

Der Mann lag eingekeilt zwischen zwei Felsen, hinaufgeschwemmt von der morgendlichen Flut.

Mit einer letzten Kraftanstrengung erreichten sie die Stelle. Sie beugten sich nach unten.

Ein bläulich verfärbtes Gesicht – das schreckliche Gesicht eines Ertrunkenen...

«Mein Gott!», sagte Lombard. «Es ist Armstrong...»

Sechzehntes Kapitel

I

Lichtjahre zogen vorbei... Welten breiteten sich aus und wirbelten durcheinander... Die Zeit war ohne Bewegung... Sie stand still – durchlief Tausende von Zeitaltern...

Nein, es dauerte nur einen kurzen Augenblick. Zwei Menschen standen da und blickten hinunter auf einen toten Mann...

Langsam, sehr langsam hoben Vera Claythorne und Philip Lombard den Kopf und sahen sich in die Augen.

II

Lombard lachte.

«Das wär's ja dann. Oder, Vera?»

Vera sagte: «Es gibt niemanden auf der Insel – überhaupt niemanden – außer uns beiden...»

Ihre Stimme war ein Flüstern – mehr nicht.

«Genau», antwortete er. «Jetzt wissen wir, woran wir sind, nicht wahr?»

«Wie hat das funktioniert, der Trick mit dem Marmorbär?»

Er zuckte mit den Schultern.

«Ein Zaubertrick, meine Liebe – ein sehr guter...»

Ihre Augen trafen wieder aufeinander.

«Warum habe ich sein Gesicht vorher nie wirklich gesehen?», dachte Vera. «Ein Wolf – genau das ist es, ein Wolfsgesicht... diese schrecklichen Zähne...»

Mit einem gefährlich bedrohlichen Knurren in der Stimme sagte Lombard: «Dies ist das Ende, verstehen Sie? Die Stunde der Wahrheit. Und das Ende...»

«Ich verstehe...», antwortete Vera ruhig.

Sie sah auf das Meer hinaus. General MacArthur hatte auf das Meer gestarrt – war das erst gestern? Oder war es der Tag vorher? Auch er hatte gesagt: «Dies ist das Ende...»

Er hatte es gesagt, als würde er es akzeptieren, als würde er es willkommen heißen.

Aber Vera rebellierte gegen dieses Wort – diesen Gedanken. Nein, das konnte nicht das Ende sein.

Sie blickte hinab auf den toten Mann und murmelte: «Armer Dr. Armstrong...»

Lombard grinste höhnisch. «Was ist das? Weibliches Mitleid?»

«Warum nicht? Haben Sie nicht auch Mitleid?», fragte sie.

«Mit Ihnen habe ich kein Mitleid», erwiderte er. «Erwarten Sie das bloß nicht.»

Vera blickte wieder auf den toten Körper hinunter.

«Wir müssen ihn wegbringen», sagte sie. «Ins Haus tragen.»

«Zu den anderen Opfern, nehme ich an? Alles sauber und ordentlich. Was mich angeht, kann er bleiben, wo er ist.»

«Lassen Sie ihn uns wenigstens dahin tragen, wo das Meer ihn nicht mehr erreicht», schlug sie vor.

Lombard lachte. «Wenn Sie das wünschen.»

Er bückte sich und zog an dem toten Körper. Vera stützte sich auf ihn und half. Sie zog und zerrte mit ihrer ganzen Kraft.

Lombard keuchte. «Harte Arbeit.»

Schließlich hatten sie es geschafft und den toten Körper aus dem Bereich der Flut herausgezogen.

Lombard richtete sich wieder auf. «Zufrieden?»

«Völlig», sagte Vera.

Ihr Tonfall warnte ihn. Er wirbelte um die eigene Achse. Als er mit der Hand an seine Tasche fuhr, wusste er, dass sie leer sein würde.

Sie hatte sich zwei Schritte wegbewegt und stand ihm gegenüber, den Revolver in der Hand.

«Das ist also der Grund für Ihre weibliche Besorgnis! Sie wollten meine Tasche filzen.»

Sie nickte. Fest und mit ruhiger Hand hielt sie den Revolver.

Der Tod war für Philip Lombard jetzt ganz nah. Er wusste, dass er ihm noch nie näher gekommen war.

Trotzdem gab er sich noch nicht geschlagen.

«Geben Sie mir den Revolver», befahl er.

Vera lachte.

«Machen Sie schon», forderte er sie auf. «Geben Sie ihn mir.»

Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Wie – womit – konnte er sie rumkriegen – in falscher Sicherheit wiegen oder mit einem schnellen Sprung –

Sein Leben lang hatte Lombard das Risiko gewählt. Er wählte es jetzt. Er sprach langsam, bemüht, sie zu überzeugen.

«Aber nicht doch, Mädchen, hör mir einfach einmal zu...»

Und dann sprang er. Schnell wie ein Panter – wie eine Raubkatze...

Automatisch drückte Vera ab...

Lombards vorschnellender Körper hielt mitten im Sprung inne, dann krachte er schwer auf den Boden.

Vera trat vorsichtig nach vorn, den Revolver einsatzbereit in der Hand.

Aber es bestand kein Grund zur Vorsicht.

Philip Lombard war tot – erschossen mit einer Kugel mitten durch das Herz...

III

Erleichterung ergriff Vera – enorme, wunderbare Erleichterung.

Endlich war es vorbei.

Es gab keine Furcht mehr – kein mühsames Sich-zusammenreißen...

Sie war allein auf der Insel...

Allein mit neun Leichen...

Aber was hatte das noch für eine Bedeutung? Sie lebte...

Sie saß da – unendlich glücklich – unendlich friedlich...

Ohne jede Furcht...

IV

Die Sonne ging unter, als Vera sich endlich bewegte. Die Ereignisse hatten sie gelähmt. In ihr war für nichts anderes Raum gewesen als für dieses wunderbare Gefühl von Sicherheit.

Jetzt spürte sie, dass sie hungrig und müde war. Vor allem müde. Sie wollte nichts als sich auf ihr Bett werfen und schlafen, schlafen, schlafen...

Vielleicht morgen schon würden sie kommen und sie retten – aber es war ihr egal. Es machte ihr nichts aus, hier zu bleiben. Nicht jetzt, wo sie allein war.

O himmlischer, süßer Frieden...

Sie sprang auf und blickte zum Haus hoch.

Sie brauchte keine Angst mehr haben! Keine Schrecken warteten mehr auf sie! Nur ein ganz normales, schönes, modernes Haus. Und doch war sie ein wenig früher am Tag nicht fähig gewesen, es anzusehen, ohne zu schaudern...

Was für eine seltsame Sache war doch die Angst!

Jetzt war es vorbei. Sie hatte gesiegt – hatte über die tödliche Gefahr triumphiert. Durch ihre Geistes-

gegenwart und Geschicklichkeit hatte sie dem Mann, der sie vernichten wollte, ein Schnippchen geschlagen.

Sie lief auf das Haus zu.

Die Sonne ging unter, der Himmel im Westen war mit roten und orangenen Streifen überzogen. Es war schön und friedlich...

«Die ganze Sache könnte ein Traum sein...», dachte Vera.

Wie müde sie war – schrecklich müde! Ihre Glieder schmerzten, ihre Augenlider fielen zu. Keine Angst mehr zu haben... zu schlafen. Schlafen... schlafen... schlafen...

Sicher zu schlafen, weil sie die Einzige auf der Insel war. Ein kleines Negerlein, ganz für sich allein.

Sie lächelte.

Sie betrat das Haus durch die Vordertür. Auch das Haus kam ihr seltsam friedlich vor.

Vera dachte: «Normalerweise würde man nicht viel Wert darauf legen, dort zu schlafen, wo es praktisch in jedem Zimmer einen Toten gibt!»

Sollte sie in die Küche gehen und sich etwas zu essen besorgen? Einen Moment lang zögerte sie, dann entschied sie sich dagegen. Sie war einfach zu müde...

An der Tür zum Esszimmer machte sie Halt. Dort standen immer noch drei kleine Porzellanfiguren in der Mitte des Tisches.

Vera lachte. «Ihr seid nicht mehr ganz auf dem neuesten Stand, meine Lieben.»

Vera hob zwei von ihnen hoch und warf sie durch das Fenster. Sie hörte, wie sie auf den Steinen der Terrasse zerschellten.

Die dritte Figur hob sie hoch und hielt sie in der Hand.

«Du kannst mit mir kommen», sagte sie. «Wir haben gewonnen, mein Süßer. Wir haben gewonnen!»

Die Eingangshalle war trübe im schwindenden Licht. Vera hielt die kleine Figur in ihrer Hand fest umklammert und stieg die Treppen hinauf. Sehr langsam, weil ihre Beine plötzlich sehr müde waren.

«Ein kleines Negerlein, ganz für sich allein.» Wie ging es zu Ende?

Seltsam, wie sie plötzlich wieder das Gefühl überkam, dass Hugo im Haus war...

Ein starkes Gefühl. Ja, Hugo war dort oben und wartete auf sie.

«Sei keine Närrin», sagte Vera sich. «Du bist so müde, dass du dir die unglaublichsten Sachen zusammenfantasierst...»

Langsam die Treppen hoch...

Am Ende der Stufen fiel etwas aus ihrer Hand, fast geräuschlos fiel es auf den weichen Teppich. Sie bemerkte nicht, dass sie den Revolver fallen gelassen hatte. Sie fühlte nur, dass sie die kleine Porzellanfigur umklammert hielt.

Wie ruhig das Haus war! Und doch – es kam einem nicht wie ein leeres Haus vor.

Hugo war oben. Hugo, der sie erwartete...

«Ein kleines Negerlein, ganz für sich allein.» Wie ging die letzte Zeile noch einmal?

Sie war jetzt an der Tür zu ihrem Zimmer angekommen. Hugo wartete drinnen auf sie – sie war sich ganz sicher.

Vera öffnete die Tür...

Sie rang nach Luft...

Was war das – was hing da von dem Haken an der Decke? Ein Seil mit einer geknüpften Schlinge? Und ein Stuhl, um daraufzusteigen – ein Stuhl, der weggestoßen werden konnte...

Das war, was Hugo wollte...

Und natürlich, das war auch die letzte Zeile des Verses.

«Es ging ins Haus und hängt' sich auf. Da gab es keines mehr.»

Die kleine Porzellanfigur fiel aus ihrer Hand. Sie rollte ungehindert weiter und zerbrach am Kamingitter.

Vera bewegte sich wie ein Roboter vorwärts. Dies war das Ende – hier, wo die kalte feuchte Hand (Cyrils Hand natürlich) ihren Hals berührt hatte...

«Du kannst zum Felsen schwimmen, Cyril...»

Genau so war Mord – genauso einfach!

Aber später dachte man immerzu daran...

Sie stieg auf den Stuhl, ihre Augen nach vorn gerichtet wie ein Schlafwandler... Sie legte sich die Schlinge um den Hals.

Hugo war da, um zu sehen, dass sie tat, was sie tun musste.

Sie stieß den Stuhl zur Seite...

Epilog

Sir Thomas Legge, stellvertretender Leiter von Scotland Yard, sagte gereizt: «Die ganze Sache ist einfach unglaublich!»

Inspector Maine erwiderte respektvoll: «Ich weiß, Sir.»

«Zehn Leute tot auf einer Insel und keine lebende Seele darauf», fuhr er fort. «Das ergibt keinen Sinn!»

«Und doch ist es geschehen, Sir», beharrte Inspector Maine.

«Verdammt und zugenäht, Maine, jemand muss sie getötet haben.»

«Das genau ist unser Problem, Sir.»

«Und im Autopsiebericht? Nichts?»

«Nein, Sir. Wargrave und Lombard wurden erschossen, der erste durch den Kopf, der zweite durchs Herz. Miss Brent und Marston starben an Zyankalivergiftung. Mrs. Rogers starb an einer Überdosis Chlorid. Rogers wurde der Schädel gespalten. Blores Kopf wurde zerquetscht. Armstrong ist ertrunken. MacArthur wurde der Schädel durch einen Schlag auf den Hinterkopf eingeschlagen und Vera Claythorne wurde erhängt.»

Sir Thomas blinzelte. «Üble Sache – das Ganze.»

Er überlegte einen Augenblick und fragte gereizt: «Wollen Sie sagen, dass Sie von den Leuten in Sticklehaven nichts Brauchbares erfahren haben? Verflucht noch mal, die müssen doch etwas wissen.»

Inspector Maine zuckte mit den Schultern.

«Das sind einfache, anständige Leute, Sir, Seeleute. Sie wissen, dass die Insel von einem Mann namens Owen gekauft wurde – das ist aber auch schon alles.»

«Wer versorgte die Insel denn mit Lebensmitteln und traf alle notwendigen Vorkehrungen?»

«Ein Mann namens Morris.»

«Und was sagt der zu all dem?»

«Er kann gar nichts sagen, Sir. Er ist tot.»

Sir Thomas runzelte die Stirn.

«Wissen wir etwas über diesen Morris?»

«O ja, Sir, wir kennen ihn. Kein sehr angenehmer Zeitgenosse, dieser Morris. Er war in den Bennito-Schwindel mit den gefälschten Aktien verwickelt – vor drei Jahren –, wir sind völlig sicher, können es aber nicht beweisen. Und er hatte seine Finger im Drogengeschäft. Und auch das können wir nicht beweisen. Ein sehr vorsichtiger Mann, dieser Morris.»

«Er steckte auch hinter dieser Inselgeschichte?»

«Ja, Sir, er hat den Kauf abgewickelt – hat aber Wert darauf gelegt, klarzustellen, dass er die Insel für einen Kunden gekauft hat, der nicht genannt werden wollte.»

«Da muss sich doch unter dem finanziellen Aspekt etwas herauskriegen lassen?»

Inspector Maine lächelte.

«Sie kannten Morris nicht! Er jonglierte mit Zahlen, bis der beste Wirtschaftsprüfer des Landes nicht mehr wusste, wo oben und unten ist! Wir haben eine Kostprobe davon im Bennito-Fall bekommen. Nein, er hat die Spuren seines Auftraggebers gut verwischt.»

Sir Thomas seufzte. Inspector Maine fuhr fort:

«Morris allein traf die Vorkehrungen unten in Stick-lehaven. Sagte, er handle im Auftrag von «Mr. Owen». Und er war es auch, der den Leuten da unten erklärte, es ginge um eine Art Experiment – eine Wette, wie man eine Woche lang auf einer «einsamen Insel» leben konnte – und sie sollten Hilferufe von dort nicht beachten.»

Sir Thomas Legge fuhr hoch.

«Und Sie wollen mir erzählen, dass die Leute den Braten nicht gerochen hätten? Nicht einmal dann?»

Maine zuckte mit den Schultern.

«Sie vergessen, Sir, dass die Insel vorher dem jungen Eimer Robson gehörte, diesem Amerikaner. Er veranstaltete da unten die wildesten Partys. Den Leuten vor Ort müssen fast die Augen aus dem Kopf gefallen sein bei dem, was sie da sahen. Aber sie gewöhnten sich daran und glaubten schließlich, alles, was mit der Insel zu tun hat, wäre zwangsläufig verrückt. Das ist nur natürlich, Sir, wenn man sich's recht überlegt.»

Sir Thomas räumte verdrießlich ein, dass es vermutlich so war.

Maine fuhr fort: «Fred Narracott – das ist der Mann, der die Gesellschaft zur Insel brachte – sagte etwas Aufschlussreiches. Er sagte, er sei überrascht

gewesen, was für Leute das waren. «Kein bisschen so wie bei Mr. Robsons Partys.» Ich glaube, die Tatsache, dass alle so normal und ruhig waren, brachte ihn dazu, Morris' Befehle zu missachten und mit einem Boot auf die Insel zu fahren, nachdem er von den SOS-Signalen gehört hatte.»

«Wann fuhren er und die anderen Männer los?»

«Die Signale wurden von einer Pfadfindergruppe am Morgen des Elften gesichtet. Es bestand keine Möglichkeit, noch am gleichen Tag dorthin zu gelangen. Die Männer kamen am Nachmittag des Zwölften dort an, zum frühestmöglichen Zeitpunkt, wo man dort mit einem Boot landen konnte. Sie sind sich alle ganz sicher, dass niemand die Insel verlassen haben kann, bevor sie dort ankamen. Das Meer war zu aufgewühlt nach dem Sturm.»

«Könnte jemand zur Küste geschwommen sein?»

«Es ist mehr als eine Meile bis zur Küste, und das Meer war stürmisch mit großen Brechern in Küstennähe. Und es gab eine Menge Leute, Pfadfinder und andere, die auf den Klippen standen und auf die Insel sahen und Ausschau hielten.»

Sir Thomas seufzte: «Was ist mit der Schallplatte, die Sie in dem Haus gefunden haben? Konnten Sie da etwas herausfinden, das weiterhilft?»

«Ich habe mich darum gekümmert, Sir», sagte Inspector Maine. «Sie wurde von einer Firma geliefert, die mit Theaterzeug und Filmeffekten zu tun hat. Sie wurde an U. N. Owen c/o Mr. Morris ausgeliefert und wurde angeblich für die Laienaufführung eines bis dahin noch nicht aufgeführten Stücks benötigt.

Das Manuskript wurde zusammen mit der Schallplatte zurückgeschickt.»

«Und worum ging es dabei?», fragte Sir Thomas.

«Dazu komme ich jetzt, Sir.»

Inspector Maine räusperte seine Kehle frei.

«Ich habe die Anschuldigungen so sorgfältig wie irgend möglich untersucht. Zuerst habe ich mir die Rogers vorgenommen, die als Erste auf die Insel kamen. Sie waren bei einer Miss Brady angestellt, die plötzlich verstarb. Von dem Arzt, der Miss Brady behandelt hat, ist nichts Genaues zu erfahren. Er sagt, sie hätten sie mit Sicherheit nicht vergiftet oder etwas in der Art, aber seine persönliche Meinung sei, dass irgendetwas faul war – dass sie als Folge von Vernachlässigung starb. Sagt, dass dies so ein Fall ist, den man unmöglich beweisen kann.

Dann haben wir Richter Wargrave. Der ist in Ordnung. Er war der Mann, der Seton verurteilte.

Übrigens, Seton war schuldig – ohne jeden Zweifel schuldig. Nachdem er gehängt worden war, tauchten Beweise auf, die das ohne den Schatten eines Zweifels bewiesen. Aber es wurde viel darüber geredet damals – neun von zehn Leuten waren der Ansicht, Seton sei unschuldig und das Plädoyer des Richters sei voller Rachsucht gewesen.

Was die Claythorne betrifft, habe ich herausgefunden, dass sie Erzieherin bei einer Familie war, in der es einen Todesfall durch Ertrinken gegeben hat. Sie scheint jedoch nichts damit zu tun gehabt zu haben, sondern hat sich im Gegenteil sehr mutig verhalten. Sie schwamm los, um dem Ertrinkenden zu Hilfe zu

eilen, und wurde dabei selbst aufs Meer hinausgetrieben und erst in letzter Minute gerettet.»

«Fahren Sie fort», sagte Sir Thomas mit einem Seufzer.

Maine holte tief Luft.

«Nun zu Dr. Armstrong. Ein bekannter Mann. Hatte eine Praxis in der Harley Street. Absolut integer und korrekt in seinem Beruf. Habe nichts herausfinden können, was auf eine illegale Operation oder irgendetwas in der Richtung hinweist. Allerdings hat es da einmal eine Frau namens Clees gegeben, die von ihm 1925 in Leithmore operiert wurde, als er dort am Krankenhaus arbeitete. Eine Bauchfellentzündung, und sie starb auf dem Operationstisch. Vielleicht war er nicht sehr geschickt bei der Operation – schließlich besaß er noch nicht viel Erfahrung –, aber Ungeschicklichkeit ist kein Verbrechen. Es gab mit Sicherheit kein Motiv für einen Mord.

Und dann haben wir Miss Emily Brent. Das Mädchen, Beatrice Taylor, war bei ihr im Haushalt angestellt. Wurde schwanger von ihrer Arbeitgeberin hinausgeworfen und hat sich daraufhin ertränkt. Keine schöne Geschichte – aber wieder nichts Kriminelles.»

«Das», sagte Sir Thomas Legge, «scheint mir der springende Punkt. U. N. Owen kümmerte sich um Fälle, an die das Gesetz nicht herankam.»

Maine fuhr unbeirrt in seiner Aufzählung fort.

«Der junge Marston war ein ziemlich rücksichtsloser Autofahrer – bekam seinen Führerschein zweimal entzogen, und meiner Meinung nach hätte man ihm das Fahren ganz verbieten sollen. Aber das ist auch schon alles. John und Lucy Combes hießen die bei-

den Kinder, die er in der Nähe von Cambrigde totgefahren hat. Ein paar Freunde von ihm sagten zu seinen Gunsten aus, und er kam mit einer Geldstrafe davon.

Bei General MacArthur kann ich nicht recht etwas finden. Tadelloser Lebenslauf – im Krieg gedient – und der ganze Rest. Arthur Richmond war ihm in Frankreich unterstellt und wurde im Kampf getötet. Zwischen ihm und dem General gab es keinerlei Reibereien. Sie waren eng befreundet. Zu der Zeit wurde viel verbockt – befehlshabende Offiziere opferten oft unnötig Männer – vielleicht handelte es sich um ein Versagen in der Art.»

«Möglich», bestätigte Sir Thomas.

«Jetzt zu Philip Lombard. Er war in ein paar zwielichtige Unternehmungen im Ausland verstrickt. Ein- oder zweimal ist er hart am Rande der Legalität geseelt. Er galt als tollkühn und skrupellos. Einem wie ihm würde man mehr als einen Mord an einem ruhigen, weit entfernten Ort zutrauen.

Dann kommen wir zu Blore.» Maine zögerte. «Er ist natürlich einer von unseren Männern.»

Sir Thomas fuhr hoch.

«Blore», sagte der stellvertretende Leiter des Yard mit Nachdruck, «war ein faules Ei.»

«Glauben Sie, Sir?»

«Das habe ich immer schon geglaubt», gab er zu. «Aber er war clever genug, damit durchzukommen. Meiner Meinung nach hat er im Fall Landor einen Meineid geschworen. Ich war darüber damals nicht sehr glücklich. Aber ich konnte nichts beweisen. Ich habe Harris darauf angesetzt, und er konnte auch

nichts finden. Aber ich bin nach wie vor der Meinung, wir wären fündig geworden, wenn wir es richtig angepackt hätten. Der Mann war ein Krimineller.»

Es entstand eine Pause, dann nahm Sir Thomas den Faden wieder auf. «Und Morris ist tot, sagen Sie. Wann ist er gestorben?»

«Ich dachte mir, dass Sie dazu noch kommen würden, Sir. Morris starb in der Nacht vom achten August. Er nahm eine Überdosis Schlafmittel ein – ein Barbiturat, soweit ich weiß. Nichts, was darauf hinweist, ob es Unfall oder Selbstmord war.»

«Wollen Sie wissen, was ich glaube, Maine?», fragte Sir Thomas bedächtig.

«Vielleicht kann ich es erraten, Sir.»

«Dieser Tod von Morris kommt mir ein bisschen zu gelegen!», sagte Sir Thomas bestimmt.

Inspector Maine nickte. «Ich dachte mir, dass Sie das sagen würden, Sir.»

Der stellvertretende Leiter des Yard ließ seine Faust auf den Tisch krachen.

«Die ganze Sache ist fantastisch – unmöglich. Zehn Leute werden auf einem kahlen Inselfelsen umgebracht – und wir wissen weder, wer es getan hat, noch warum oder wie.»

Maine hustete.

«Ganz so ist es nicht, Sir», widersprach er. «Wir wissen, warum, jedenfalls mehr oder weniger. Irgendein Fanatiker mit einem Gerechtigkeitstick. Er ist hinter Leuten her, die das Gesetz nicht erreicht. Er sucht sich zehn Leute – ob sie wirklich schuldig sind oder nicht, spielt keine Rolle.»

Sir Thomas richtete sich auf und sagte in scharfem Ton: «Spielt keine Rolle? Mir scheint –»

Er hielt inne. Inspector Maine wartete respektvoll. Mit einem Seufzer schüttelte Sir Thomas Legge den Kopf.

«Fahren Sie fort», forderte er Maine auf. «Einen Moment lang habe ich geglaubt, ich hätte den Schlüssel zu dem Fall. Jetzt ist er weg. Fahren Sie fort mit dem, was Sie sagen wollten.»

«Es waren zehn Leute», begann Maine. «Zehn Menschen, die – nennen wir es einmal so – exekutiert werden sollten. Und sie wurden exekutiert. U. N. Owen vollendete sein Werk. Und irgendwie schaffte er es, sich von der Insel wegzuzaubern und in Luft aufzulösen.»

«Ein erstklassiger Zaubertrick», befand Sir Thomas. «Aber Sie wissen, Maine, dass es eine Erklärung dafür geben muss.»

«Sie denken, Sir», fuhr Maine fort, «dass, falls der Mann nicht auf der Insel war, er die Insel auch nicht verlassen haben konnte – und glaubt man den Berichten aller beteiligten Parteien, dann war er nie auf der Insel. Und die einzig mögliche Erklärung dafür ist – dass er selbst einer der zehn gewesen sein muss.»

Sir Thomas nickte.

«Daran haben wir auch gedacht, Sir», erklärte Inspector Maine. «Das haben wir untersucht. Jetzt tapen wir nicht mehr ganz so im Dunkeln bezüglich dessen, was sich auf der Insel abgespielt hat. Vera Claythorne führte ein Tagebuch und auch Emily Brent. Der alte Wargrave machte ein paar Notizen –

langweiliges, rätselhaftes juristisches Zeug, aber doch ganz klar. Und Blore machte sich ebenfalls Notizen. Alle diese Berichte passen zusammen. Die Todesfälle ereigneten sich in folgender Reihenfolge: Marston, Mrs. Rogers, MacArthur, Rogers, Miss Brent, Wargrave. Nach seinem Tod hält Vera Claythornes Tagebuch fest, dass Armstrong nachts das Haus verließ und Blore und Lombard ihm nachgingen. Blore hat einen Eintrag mehr in seinem Tagebuch. Nur drei Worte. «Armstrong ist verschwunden.»

Mir scheint, Sir, wenn man alles berücksichtigt, könnten wir eine befriedigende Lösung finden. Armstrong ertrank, wenn Sie sich erinnern. Räumen wir ein, dass Armstrong verrückt war, was sollte ihn daran hindern, die anderen zu töten und dann Selbstmord zu begehen, indem er sich von der Klippe stürzte oder vielleicht, während er versuchte, das Festland schwimmend zu erreichen?

Das war eine gute Lösung – aber nicht gut genug. Nicht gut genug, Sir. Erst einmal gibt es die Aussage des Polizeiarztes. Er kam früh am Morgen des dreizehnten August auf die Insel. Er konnte nicht viel sagen, was uns weiterbrachte. Was er sagen konnte, war, dass all die Leute mindestens schon sechsunddreißig Stunden tot waren und wahrscheinlich noch länger. Aber er war ziemlich sicher, was Armstrong anging. Er sagte, er müsse acht bis zehn Stunden im Wasser gewesen sein, ehe der Körper angeschwemmt wurde. Das bedeutet dann, dass Armstrong irgendwann in der Nacht vom Zehnten oder Elften ins Meer gekommen sein muss – und ich werde Ihnen erklären, warum. Wir haben die Stelle gefunden, wo der Körper angespült wurde – er war zwischen zwei

Felsen eingekeilt, und wir fanden dort Fetzen seiner Kleidung, Haare und anderes. Er muss am elften bei Hochwasser dort hingelegt worden sein – und zwar um elf Uhr vormittags. Danach ließ der Sturm nach, und die folgenden Hochwassermarken lagen beträchtlich niedriger.

Sie könnten sagen, vermute ich, dass es Armstrong gelang, die anderen drei aus dem Weg zu räumen, bevor er in dieser Nacht ins Meer ging. Aber da ist noch ein Punkt, und der spricht dagegen. Armstrongs Körper ist über die Hochwassermarke hinaus gezerrt worden. Wir haben ihn weiter oben gefunden, außerhalb der Reichweite der Flut – ganz sauber und ordentlich.

Jetzt wissen wir eine Sache definitiv. Irgendjemand war noch am Leben, nachdem Armstrong bereits tot war.»

Er machte eine Pause und fuhr dann fort:

«Und das heißt – ja, was heißt es genau? Dies ist die Lage am Morgen des Elften. Armstrong ist verschwunden (ertrunken). Das heißt, uns bleiben drei Menschen: Lombard, Blore und Vera Claythorne. Lombard wurde erschossen. Sein Körper lag unten am Strand – in der Nähe von Armstrong. Vera Claythorne wurde erhängt in ihrem Schlafzimmer gefunden. Blores Leiche lag auf der Terrasse. Sein Kopf war von einer Marmoruhr eingeschlagen, die vermutlich aus dem Fenster über ihm auf ihn fiel.»

«Wessen Fenster?», fragte Sir Thomas scharf.

«Vera Claythornes, Sir. Lassen Sie uns jetzt jeden der Fälle einzeln betrachten. Zuerst Philip Lombard. Nehmen wir einmal an, er warf den Marmorblock

auf Blore – dann betäubte er Vera Claythorne und knüpfte sie auf. Zuallerletzt ging er hinunter zum Strand und hat sich erschossen.

Aber falls das so war, wer nahm ihm den Revolver weg? Denn der Revolver wurde im Haus gefunden, hinter der Tür am Ende der Treppe – in Wargraves Zimmer.»

«Irgendwelche Fingerabdrücke darauf?», fragte Sir Thomas.

«Ja, Sir. Vera Claythornes.»

«Aber, Herrgott noch mal, dann →»

«Ich weiß, was Sie sagen werden, Sir. Dass es Vera Claythorne war, dass sie Lombard erschoss und den Revolver ins Haus zurücktrug, Blore den Marmorblock auf den Kopf warf und dann – sich selbst erhängte.

Das könnte hinkommen – bis auf einen Punkt. Es gibt einen Stuhl in ihrem Schlafzimmer, und auf dem Stuhl sind Spuren von Seetang, und an ihren Schuhen auch. Es sieht so aus, als wäre sie auf den Stuhl gestiegen, hätte sich das Seil um den Hals gelegt und anschließend mit den Füßen den Stuhl weggestoßen.

Aber dieser Stuhl wurde nicht umgestoßen gefunden. Er war wie alle anderen Stühle ordentlich an die Wand gestellt. Das wurde nach Vera Claythornes Tod gemacht – von jemand anders.

Uns bleibt nur Blore, Sir, und wenn Sie mir sagen, dass er – nachdem er Lombard erschossen und Vera Claythorne dazu gebracht hat, sich aufzuhängen – nach draußen ging und sich einen Wackermann von einem Marmorblock über den Kopf zog mit Hilfe einer Schnur oder irgend so etwas – nun, dann glau-

be ich Ihnen einfach nicht. So verüben Männer einfach keinen Selbstmord – und dazu kommt noch, dass Blore nicht der Typ dafür war. Wir kannten Blore – und er war nicht der Mann, dem man je unterstellen könnte, er hätte einen Wunsch nach reiner Gerechtigkeit gehabt.»

«Ganz meine Meinung», stimmte Sir Thomas zu.

«Und deshalb muss jemand anders auf der Insel gewesen sein, Sir», meinte Maine. «Jemand, der aufräumte, als die ganze Sache vorbei war. Aber wo war er die ganze Zeit über? Und wohin ging er danach? Die Leute von Sticklehaven sind absolut sicher, dass niemand die Insel verlassen haben kann, bevor das Rettungsboot dorthin kam. Aber in dem Fall →»

Er hielt inne.

«In dem Fall →», wiederholte Sir Thomas.

Er seufzte und schüttelte den Kopf. Dann beugte er sich nach vorne und sagte:

«Aber in dem Fall, wer hat sie dann umgebracht?»

handgeschriebenes Manuskript,
vom Kapitän des Fischkutters Emma Jane
an Scotland Yard weitergeleitet

Von frühesten Jugend an war ich mir bewusst, dass mein Charakter aus einer Reihe von Widersprüchen bestand. Ich habe, das gestehe ich vorweg eine unheilbar romantische Vorstellungskraft. Der Brauch, eine Flasche mit einem wichtigen Dokument ins Meer zu werfen, hat mich schon fasziniert, seit ich als Kind Abenteuergeschichten las. Er fasziniert mich immer noch – und aus diesem Grunde habe ich diese Vorgehensweise gewählt: Ich schreibe mein Geständnis, stecke es in

eine Flasche, verschließe sie und werfe sie in die Wellen. Meiner Einschätzung nach stehen die Chancen eins zu einhundert, dass mein Geständnis gefunden wird – und dann (oder schmeichle ich mir?) wird ein bis dato ungelöster Mordfall seine Aufklärung finden.

Neben meiner romantischen Fantasie sind mir auch noch andere Charakterzüge angeboren. Ich empfinde ein ausgesprochen sadistisches Vergnügen, wenn ich beim Töten zuschauen oder den Tod herbeiführen kann. Ich erinnere mich an Experimente mit Wespen – und mit verschiedenen anderen Gartenplagen... Von frühester Jugend an empfand ich eine sehr starke Lust am Töten.

Hand in Hand damit ging jedoch ein entgegengesetzter Charakterzug – ein starker Sinn für Gerechtigkeit. Es ist mir ein Gräuel, wenn ein unschuldiger Mensch oder eine Kreatur durch meine Hand leiden oder sterben muss. Mir war immer sehr daran gelegen, dass das Recht siegen sollte.

Es ist daher verständlich – ich glaube, ein Psychologe würde es verstehen –, dass ich bei meinen Neigungen, so wie sie nun einmal waren, die Rechtsprechung zu meinem Beruf gemacht habe. Die Juristerei befriedigte fast alle meine Triebe.

Das Verbrechen und seine Bestrafung hat mich immer schon fasziniert. Ich lese gern jede Art von Detektivgeschichte und jeden Kriminalroman. Zu meinem Privatvergnügen habe ich mir die genialsten Mordarten ausgedacht.

Als ich im Laufe meiner Karriere den Vorsitz eines Gerichts übernahm, wurde mein heimlicher Trieb ermutigt, sich weiterzuentwickeln. Zuzusehen, wie ein krimineller Schurke sich im Zeugenstand wand und die Qualen der Verdammten erlitt, wenn sein Untergang nach und nach langsam näher rückte, bereitete mir außerordentliches Vergnügen. Verstehen Sie mich richtig ich empfand kein Vergnügen, einen unschuldi-

gen Menschen dort zu sehen. Bei mindestens zwei Anlässen brach ich Verhandlungen ab, bei denen der Beschuldigte meines Erachtens nach unschuldig war, und ich unterrichtete die Geschworenen entsprechend.

Dank der Fairness und der Professionalität unserer Polizeikräfte war jedoch die Mehrzahl der Angeklagten, die ich bei Mordprozessen vor mir hatte, schuldig.

Ich möchte an dieser Stelle sagen, dass dies auch auf den Fall Edward Seton zutrifft. Sein Aussehen und Auftreten waren irreführend, und er machte einen guten Eindruck auf die Geschworenen. Aber nicht nur die Indizien, die klar, wenn auch unspektakulär waren, sondern meine eigene Kenntnis von Kriminellen sagte mir ohne jeden Zweifel, dass der Mann tatsächlich das Verbrechen begangen hatte, dessen er beschuldigt wurde: den brutalen Mord an einer älteren Frau, die ihm vertraut hatte.

Ich habe den Ruf eines Scharfrichters, aber das ist nicht fair. Ich bin in meinen Plädoyers immer streng gerecht und gewissenhaft verfahren.

Was ich getan habe, war nichts anderes, als die Geschworenen vor der Wirkung emotionsgeladener Appelle seitens unserer mit Emotionen arbeitenden Anwälte zu schützen. Ich habe die Aufmerksamkeit der Geschworenen nur auf die vorliegenden Beweise gelenkt.

Im Laufe mehrerer Jahre hat sich in mir ein Wandel vollzogen, ein Nachlassen der Kontrolle – ein Wunsch zu handeln anstatt zu richten.

Ich habe – lassen Sie mich das offen zugeben – selbst einen Mord begehen wollen. Ich erkannte dies als den Wunsch des Künstlers, sich auszudrücken! Ich war selbst ein Künstler des Verbrechens oder könnte einer sein! Meine Fantasie, die so

streng von den Notwendigkeiten meines Berufs in Schranken gehalten wurde, schwoll insgeheim zu kolossaler Kraft an.

Ich musste — ja, ich musste einen Mord begehen! Und es sollte kein gewöhnlicher Mord sein. Es sollte ein fantastisches Verbrechen sein — etwas Gewaltiges — ganz und gar Ungewöhnliches! In dieser einen Hinsicht habe ich, denke ich, immer noch die Fantasie eines Heranwachsenden.

Ich wollte etwas Theatralisches, Unmögliches!

Ich wollte töten...ja, ich wollte töten...

Aber — so widersinnig das einigen vorkommen mag — ich war gebremst und behindert von meinem angebotenen Gerechtigkeitssinn. Unschuldige durften nicht leiden.

Und dann kam mir ganz plötzlich die Idee — ausgelöst durch eine zufällige Bemerkung während einer ganz normalen Unterhaltung. Ich sprach gerade mit einem Arzt — irgendeinem gewöhnlichen, nicht weiter bekannten Allgemeinmediziner. Er erwähnte beiläufig wie oft Morde begangen würden, denen mit dem Gesetz nicht beizukommen war.

Und er führte als Beispiel einen bestimmten Fall an — den einer alten Dame, einer Patientin von ihm, die vor kurzem verstorben war. Er selbst war, wie er sagte, davon überzeugt, dass ihr Tod durch das Nichtverabreichen eines notwendigen Medikaments von Seiten eines Ehepaars, das für ihre Pflege zuständig war und durch ihren Tod beträchtlich profitierte, verursacht wurde. Ein solcher Fall, erklärte er, sei ganz unmöglich zu beweisen, aber er seinerseits sei trotzdem völlig davon überzeugt, dass es sich so zugetragen habe. Er fügte hinzu, dass es viele Fälle vergleichbarer Art immer und überall gäbe — Fälle wohl überlegten Mordes — und alle nicht erreichbar durch das Gesetz.

Das war der Anfang von allem. Ich sah plötzlich klar meinen Weg. Und ich beschloss, nicht einen Mord zu begehen, sondern Mord in großem Stil.

Ein kindischer Reim aus meiner Jugend fiel mir wieder ein – der Vers von den zehn kleinen Negerlein. Er hatte mich schon als zweijähriges Kind fasziniert – das gnadenlose Dahinschwinden – das Gefühl der Unausweichlichkeit.

Ich begann insgeheim Opfer zu sammeln...

Ich möchte hier nicht langatmig in Einzelheiten schwelgen, wie ich vorgegangen bin. Ich habe eine bestimmte Methode der Gesprächsführung entwickelt, die ich bei jedem anwandte, den ich traf – und die Resultate, die ich erzielte, waren wirklich überraschend. Während meines Aufenthalts in einem Sanatorium hörte ich von Dr. Armstrong – eine Schwester, die leidenschaftliche Antialkoholikerin war, pflegte mich und erzählte übereifrig von einem Fall, der dazu angetan war, die verderbliche Wirkung der Alkoholsucht zu beweisen. Vor vielen Jahren hatte sie in einem Krankenhaus gearbeitet, wo ein Arzt bei einer Operation unter dem Einfluss von Alkohol eine Patientin getötet hatte. Eine unauffällige Frage, wo die Schwester, um die es ging ausgebildet worden war etc. lieferte mir bald die nötigen Daten. Ich machte den Arzt und die besagte Patientin ohne Schwierigkeiten ausfindig.

Eine Unterhaltung zwischen alten Armeeklatschbasen in meinem Klub brachte mich auf die Fährte von General MacArthur. Ein Mann, der erst vor kurzem aus dem Amazonasgebiet zurückgekehrt war, gab mir ein vernichtendes Resümee der Aktivitäten eines gewissen Philip Lombard. Eine Dame aus den Kolonien erzählte mir auf Mallorca die Geschichte der puritanischen Emily Brent und ihres unglücklichen Dienstmädchens. Anthony Marston wählte ich aus einer umfangreichen Gruppe von Leuten, die ähnliche Verfehlungen begangen hatten. Seine Kaltschnäuzigkeit und seine Unfähig-

keit, sich für die Leben, die er ausgelöscht hatte, verantwortlich zu fühlen, machten ihn meiner Einschätzung nach zu einem Menschen, der für die Gemeinschaft gefährlich war und der es nicht verdiente, weiterzuleben. Ex-Inspector Blore lief mir natürlich über den Weg als meine Berufskollegen den Fall Lander offen und engagiert diskutierten. Ich war der Meinung dass sein Vergehen schwerniegend war. Die Polizei, als Diener des Gesetzes, muss eine höhere Form von Integrität besitzen. Denn ihr Wort hat wegen der Art ihres Berufs ein besonderes Gewicht.

Zuletzt war da noch der Fall von Vera Claythorne. Das war, als ich den Atlantik überquerte. Eines Nachts waren zu später Stunde die einzigen Anwesenden im Rauchersalon ein gut aussehender Mann namens Hugo Hamilton und ich.

Hugo Hamilton war unglücklich. Um sein Unglück zu lindern, hatte er eine beträchtliche Menge Alkohol getrunken. Er war im rührseligen, mitteilbaren Stadium. Ohne viel Hoffnung auf Erfolg startete ich mein routinemäßiges Unterhaltungsspiel. Die Antwort war überraschend. Ich kann mich jetzt noch an seine Worte erinnern:

«Sie haben Recht, Sir. Mord ist nicht, was Leute denken – jemandem eine ordentliche Dosis Arsen verpassen – ihn von der Klippe stürzen – etwas in der Art.» Er lehnte sich vor, streckte mir sein Gesicht entgegen: «Ich habe eine Mörderin gekannt – sie gekannt, sage ich Ihnen. Mehr noch, ich war verrückt nach ihr... Gott steh mir bei, manchmal denke ich, ich bin es noch... Es ist die Hölle, sage ich Ihnen – die Hölle. Wissen Sie, sie tat es für mich, mehr oder weniger... Nicht, dass ich mir das je vorgestellt hätte – Frauen sind Teufel – absolute Teufel –, Sie würden nie denken, dass ein Mädchen wie sie – ein nettes, offenes, fröhliches Mädchen – so etwas tut. Ein Kind raus aufs Meer mitnehmen und es ertrinken lassen – Sie würden nie denken, dass eine Frau so etwas tut, oder?»

Ich fragte ihn: «Sind Sie sicher, dass sie es getan hat?»

Er sagte, und als er das sagte, schien er plötzlich nüchtern:

«Ich bin völlig sicher. Niemand anders hat je daran gedacht. Aber ich wusste es in dem Moment, als ich sie sah – sobald ich zurückkam – danach... Und sie wusste, dass ich es wusste... Was sie nicht wusste, war, dass ich dieses Kind geliebt habe...»

Er sagte nichts weiter, aber es war leicht für mich, die Geschichte zurückzuverfolgen und zu rekonstruieren.

Ich brauchte ein zehntes Opfer. Ich fand es in einem Mann namens Morris. Er war ein schmieriger kleiner Ganove. Unter anderem war er ein Drogenhändler und verantwortlich dafür, dass die Tochter von Freunden süchtig wurde. Sie beging im Alter von einundzwanzig Selbstmord.

Während dieser langen Zeit der Suche reifte der Plan nach und nach in meinem Kopf. Jetzt war er vollständig und der letzte Stein war ein Interview, das ich mit einem Arzt in der Harley Street führte. Ich habe schon erwähnt, dass ich mich einer Operation unterzog. Mein Gespräch in der Harley Street ergab, dass eine weitere Operation nutzlos sein würde. Mein medizinischer Ratgeber verpackte die Information sehr hübsch, aber ich bin daran gewöhnt, einer Aussage auf den Grund zu gehen.

Ich erzählte dem Arzt nicht von meiner Entscheidung dass mein Tod kein langsamer und verzögerter sein sollte, wie die Natur ihn für mich vorgesehen hatte. Nein, mein Tod sollte sich in einem wilden Rausch vollziehen. Ich würde leben, bevor ich starb.

Und jetzt dazu, wie ich das Verbrechen von Nigger Island bewerkstelligt habe. Die Insel zu erwerben, Morris zu benutzen, um meine Spuren zu verwischen, war leicht genug. Er war ein Experte in diesen Dingen. Ich ordnete die Informatio-

nen, die ich über meine zukünftigen Opfer zusammengetragen hatte, und war in der Lage, mir einen passenden Köder für jeden von ihnen einfallen zu lassen. Kein einziger meiner Pläne misslang. Alle meine Gäste kamen am achten August auf der Insel an. Ich selbst gehörte auch zu der Gesellschaft.

Für Morris hatte ich bereits Vorsorge getroffen. Er litt an Verstopfung. Bevor ich von London wegfuhr, gab ich ihm eine Kapsel, die er als Letztes vor dem Einschlafen einnehmen sollte und die, wie ich ihm versicherte, für meine eigenen Magensäfte Wunder wirkte. Er nahm sie, ohne zu zögern – der Mann war ein leichter Hypochonder. Ich hatte keine Angst, dass er irgendwelche kompromittierenden Dokumente oder Aufzeichnungen hinterlassen würde. Er war nicht der Typ für so etwas.

Die Reihenfolge der Todesfälle auf der Insel war von mir mit besonderer Sorgfalt und Mühe bedacht worden. Es gab bei meinen Gästen, wie ich fand, unterschiedliche Schweregrade ihrer Schuld. Ich entschied, dass diejenigen, deren Schuld am leichtesten war, als Erste umkommen sollten – sie sollten nicht die langwierige psychische Belastung und Angst durchmachen, die die kaltblütigeren Übeltäter zu erleiden hatten.

Anthony Marston und Mrs. Rogers starben zuerst, der Erste unverzüglich, die Zweite in friedlichem Schlaf. Marston, erkannte ich, war ein Typ Mensch, der ohne jenes Gefühl moralischer Verantwortung geboren war, das die meisten von uns besitzen. Er war unmoralisch – gottlos. Und Mrs. Rogers, daran zweifelte ich nicht, hatte weitgehend unter dem Einfluss ihres Ehemannes gehandelt.

Ich brauche nicht genau zu beschreiben, wie diese beiden ihren Tod fanden. Die Polizei wird in der Lage gewesen sein, das ganz leicht herauszufinden. Zyankali ist leicht erhältlich für jeden Hausbesitzer, der Wespen bekämpfen will. Ich hatte etwas davon in meinem Besitz, und in der Phase der Aufre-

gungen, nach dem Abspielen der Schallplatte, war es leicht, das Gift in Marstons leeres Glas zu befördern.

Während das Grammophon lief, habe ich die Gesichter meiner Gäste genau beobachtet, und ich muss sagen, nach meiner langen Gerichtserfahrung hatte ich nicht den geringsten Zweifel, dass jeder Einzelne von ihnen schuldig war.

Während akuter Schmerzanfälle hatte man mir einen Schlafrunk verordnet – Chloralhydrat. Es war sehr leicht für mich, es so lange nicht einzunehmen, bis sich eine tödliche Menge davon in meinem Besitz befand. Als Rogers den Brandy für seine Frau hinauftrug setzte er ihn auf einem Tisch ab, und als ich an diesem Tisch vorbeiging schüttete ich das Zeug in den Brandy. Das war leicht, denn zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Misstrauen noch nicht eingenistet.

General MacArthur starb ziemlich schmerzlos. Er hörte nicht, wie ich von hinten auf ihn zukam. Natürlich musste ich sorgfältig meinen Zeitpunkt zum Verlassen der Terrasse wählen, aber alles ging gut.

Wie ich vorausgesehen hatte, wurde die Insel durchsucht, und es wurde entdeckt, dass sich niemand außer uns sieben auf ihr befand. Das erzeugte sofort eine Atmosphäre von Misstrauen. Nach meinem Plan würde ich in Kürze einen Verbündeten brauchen. Ich wählte für diese Rolle Dr. Armstrong. Er war ein leichtgläubiger Mensch, er kannte mich vom Sehen und wusste um meine Reputation – und für ihn war es unvorstellbar, dass ein Mann meiner gesellschaftlichen Position in Wirklichkeit ein Mörder sein könnte¹. Alle seine Verdächtigungen richteten sich gegen Lombard, und ich gab vor, mit ihm der gleichen Meinung zu sein. Ich ließ bei ihm durchblicken, dass ich einen Plan hatte, mit dem es möglich sein würde, den Mörder dazu zu bringen, sich selbst zu verraten.

Obgleich das Zimmer jedes Einzelnen von uns durchsucht worden war, hatte es bisher noch keine Leibesvisitationen gegeben. Aber das sollte noch kommen.

Ich tötete Rogers am Morgen des zehnten August. Er hackte Holz für das Feuer und hörte nicht, dass ich mich näherte. Ich fand den Schlüssel zum Esszimmer in seiner Tasche. Er hatte es am Abend zuvor verschlossen.

In dem Tumult, den das Auffinden von Rogers' Leiche begleitete, schlüpfte ich in Lombards Zimmer und entwendete seinen Revolver. Ich wusste, dass er einen bei sich führen würde – tatsächlich hatte ich Morris instruiert, etwas in der Art vorzuschlagen, als er ihn anwarb.

Beim Frühstück schüttete ich meine letzte Dosis Chloral in Miss Brents Kaffee, als ich ihre Tasse niederfüllte. Wir ließen Miss Brent allein im Esszimmer zurück. Ich schlüpfte kurz darauf wieder herein – sie war fast bewusstlos, und es war leicht, eine starke Lösung Zyankali zu injizieren. Die Sache mit den Bienen war reichlich kindisch – aber irgendwie hat sie mich gefreut, das gebe ich zu. Ich habe mich gern so nah wie möglich an den Kindervers gehalten.

Unmittelbar danach geschah das, was ich vorausgesehen hatte – ich glaube sogar, dass ich es vorgeschlagen habe. Wir unterwarfen uns alle einer strengen Leibesvisitation. Ich hatte den Revolver sicher versteckt und kein Zyankali oder Chloral mehr in meinem Besitz.

An diesem Punkt gab ich Armstrong diskret zu verstehen, dass wir unseren Plan ausführen sollten. Er bestand darin, dass es so aussehen musste, als wäre ich das nächste Opfer. Das würde den Mörder vielleicht nervös machen – auf jeden Fall könnte ich, nachdem ich angeblich tot war, mich im Haus frei bewegen und den unbekannten Mörder ausspionieren.

Armstrong fand die Idee überzeugend. Wir führten sie am gleichen Abend aus. Ein wenig rote Farbe auf meiner Stirn, der rote Vorhang und die Wolle, und die Bühne war vorbereitet. Die Lichter der Kerzen flackerten, das Licht war gedämpft, und die einzige Person, die mich von nahem untersuchen würde, war Armstrong.

Es klappte perfekt. Miss Claythorne schrie das Haus zusammen, als sie den Seetang fand, den ich mit Bedacht in ihrem Zimmer verteilt hatte. Sie kamen alle herbeigeeilt, und ich bezog Position in meiner Rolle als Leiche.

Als sie mich fanden, ließ die Wirkung nichts zu wünschen übrig. Armstrong spielte seine Rolle höchst professionell. Sie trugen mich nach oben und legten mich auf mein Bett. Niemand kümmerte sich um mich, sie waren alle zu Tode erschreckt und voller Angst voreinander.

Viertel vor zwei hatte ich eine Verabredung mit Armstrong außerhalb des Hauses. Ich nahm ihn ein Stück Weg mit bis zum Ende der Klippe. Ich sagte ihm, dass wir hier sehen könnten, sobald sich uns jemand näherte, aber wir könnten vom Haus aus nicht gesehen werden, weil die Schlafzimmer auf der anderen Seite lagen. Er war immer noch ohne jeden Verdacht und doch hätte er vorgewarnt sein müssen, wenn er sich an die Worte des Kinderreims erinnert hätte. «Ein roter Hering schwamm vorbei... » Er schluckte den roten Hering ohne Arg.

Es war ganz leicht. Ich rief irgendetwas, beugte mich über die Klippe, sagte ihm, er solle schauen, war das nicht der Eingang zu einer Höhle? Er lehnte sich weit hinüber. Ein schneller, kräftiger Schubs ließ ihn die Balance verlieren und in das tosende Meer stürzen. Ich kehrte zum Haus zurück. Blore muss meine Schritte gehört haben. Ein paar Minuten nachdem ich in Armstrongs Zimmer zurückgekehrt war, verließ ich es wieder, dieses Mal reichlich Lärm verursachend, sodass einer

mich hören musste. Als ich am Fuß der Stufen angelangt war, hörte ich eine Tür aufgehen. Sie müssen meine Gestalt einen Moment lang gesehen haben, als ich zur Eingangstür hinauslief.

Es dauerte eine Weile, ebe sie mir folgten. Ich ging einmal um das Haus herum und stieg durch das Esszimmerfenster, das ich offen gelassen hatte, wieder hinein. Ich schloss das Fenster, und später zerbrach ich das Glas. Dann ging ich nach oben und legte mich wieder auf mein Bett.

Ich rechnete mir aus, dass sie das Haus noch einmal durchsuchen würden, aber ich glaubte nicht, dass sie sich die Leichen genau ansehen würden, nur ein kurzes Aufschlagen des Betttuchs, um sich zu vergewissern, dass Armstrong sich nicht als Leiche ausgab. Genauso ist es dann passiert.

Ich vergaß zu erwähnen, dass ich den Revolver in Lombards Zimmer zurückbrachte. Es mag von Interesse sein zu erfahren, wo er während der Suche versteckt war. In der Speisekammer gab es einen Stapel aufgetürmter Konserven. Ich öffnete die unterste der Dosen, sie enthielt Kekse, glaube ich, legte den Revolver hinein und verschloss sie mit Klebeband.

Ich kalkulierte richtig dass keiner daran denken würde, sich durch einen Berg augenscheinlich unberührter Nahrungsmittel zu arbeiten, zumal die obersten Dosen zugelötet waren.

Den roten Vorhang hatte ich versteckt, indem ich ihn flach unter den Chintzbezug der Polsterung eines der Wohnzimmer-sessel legte. Die Wolle steckte ich in ein Sitzkissen, in das ich ein kleines Loch schnitt.

Und jetzt kam der Moment, den ich herbeigesehnt hatte: Drei Menschen hatten so viel Angst voreinander, dass alles passieren konnte. Und einer von ihnen hatte einen Revolver. Ich beobachtete sie von den Fenstern des Hauses aus. Als

Blore allein ankam, hatte ich die große Marmoruhr schon bereitgestellt. Ab tritt Blore...

Von meinem Fenster aus sah ich, wie Vera Claythorne Lombard erschoss. Eine wagemutige und erfindungsreiche Frau. Ich dachte immer, dass sie für ihn eine ebenbürtige Gegnerin sein würde und mehr. Sobald das geschehen war, bereitete ich in ihrem Schlafzimmer alles vor.

Es war ein interessantes psychologisches Experiment. Würde das Bewusstsein ihrer eigenen Schuld, der Zustand ihrer Nerven, nachdem sie gerade einen Menschen erschossen hatte, zusammen mit der hypnotischen Kraft der Umgebung sie dazu bringen, dass sie sich das Leben nahm? Ich glaubte, ja. Ich hatte Recht. Vera Claythorne erhängte sich vor meinen Augen, während ich im Schatten ihres Kleiderschranks stand.

Und nun zum letzten Akt. Ich trat vor, nahm den Stuhl und stellte ihn an die Wand. Ich sah nach dem Revolver und fand ihn am Ende der Stufen, wo das Mädchen ihn fallen gelassen hatte. Ich gab mir Mühe, ihre Fingerabdrücke darauf nicht zu verwischen.

Und jetzt?

Ich werde mit dem Schreiben aufhören. Ich werde meine Aufzeichnungen in eine Flasche stecken und sie versiegeln, und ich werde die Flasche ins Meer werfen.

Warum?

Ja, warum?

Es war mein Ehrgeiz, einen Mordfall zu erfinden, den niemand lösen kann.

Aber kein Künstler, das ist mir jetzt klar, kann mit seiner Kunst allein zufrieden sein. Es gibt einen natürlichen Drang nach Anerkennung der nicht geleugnet werden kann.

Ich habe, lassen Sie mich das in aller Bescheidenheit bekennen, den erbärmlichen menschlichen Wunsch, dass jemand wissen soll, wie schlau ich gewesen bin...

Bei all dem habe ich angenommen, dass das Geheimnis von Nigger Island ungelöst bleiben wird. Natürlich könnte es sein, dass die Polizei klüger ist, als ich mir das vorstellen kann. Schließlich gibt es drei Hinweise. Erstens: Die Polizei weiß, genau, dass Edward Seton schuldig war. Sie wissen deshalb, dass einer der zehn Menschen auf der Insel in keinem Sinn des Wortes ein Mörder war, und daraus folgt paradoxerweise, dass diese Person logischerweise der Mörder sein muss.

Der zweite Hinweis ist im siebten Vers des Kinderreims versteckt. Armstrongs Tod wird mit dem roten Hering in Verbindung gebracht, dem falschen Köder, den er schluckte – oder vielmehr der dazu führte, dass er verschluckt wurde. Das bedeutet, dass in diesem Stadium der Dinge irgendein Hokus-pokus klar angezeigt war – und dass Armstrong davon getäuscht und in den Tod geschickt wurde. Das könnte einen aussichtsreichen Zweig der Ermittlungen eröffnen. Denn zu diesem Zeitpunkt gibt es nur vier Personen, und von diesen vierein bin ich klar der Einzige, der Vertrauen einflößt.

Der dritte Hinweis ist symbolisch. Die Art meines Todes mit dem Zeichen auf der Stirn. Das Kainsmal.

Es gibt, glaube ich, wenig mehr zu sagen.

Nachdem ich meine Flasche und ihre Botschaft dem Meer anvertraut habe, werde ich in mein Zimmer gehen und mich auf das Bett legen. An meiner Brille ist so etwas wie eine dünne schwarze Schnur befestigt – in Wirklichkeit ist es ein Gummiband. Ich werde mein ganzes Körpergewicht auf die Brillengläser legen. Das Gummiband werde ich um die Türklinke schlingen und es – nicht zu fest – am Revolver befestigen. Was meiner Ansicht nach geschehen wird, ist Folgendes:

Meine Hand schütze ich mit einem Taschentuch und ziehe am Abzugsbahn des Revolvers. Der Schuss geht los. Meine Hand fällt zur Seite. Der Revolver schnell, vom Gummiband gezogen, zur Tür. Vom Türgriff aufgehalten, löst er sich vom Gummiband und fällt zu Boden. Das Gummiband schnell zurück und wird unschuldig von der Brille hängen, auf der mein Körper liegt. Ein Taschentuch auf dem Boden wird niemandem weiter auffallen.

Man wird mich finden, sauber auf meinem Bett liegend, in die Stirn geschossen, genau so, wie meine Opfer es in ihren Aufzeichnungen schreiben. Die Todeszeit wird sich zu dem Zeitpunkt, wenn man unsere Körper untersucht, nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

Sobald das Meer sich beruhigt, werden vom Festland Boote und Menschen kommen.

Und sie werden zehn Tote und ein ungelöstes Problem auf der Insel finden.

Gezeichnet
Lawrence Wargrave

Über dieses Buch

Ten Little Niggers erschien in der Originalausgabe 1939 bei Collins in London – ihrem Verlag, dem Agatha Christie von 1926 bis zu ihrem Tode treu bleiben sollte. In Amerika wurde der Roman, mit Rücksicht auf die farbige Bevölkerung, unter dem Titel «And Then There Were None» veröffentlicht. Dieser Titel wurde später auch in England beibehalten. 1944 erschien die deutsche Ausgabe im Scherz Verlag unter dem Titel «Das letzte Weekend», später umbenannt in «Zehn kleine Negerlein».

Dieser Titel wurde mit dieser Ausgabe nochmals geändert in «Und dann gabs keines mehr».

Die eigenwillige Konstruktion des Buches beschrieb Agatha Christie später so: «Ich hatte das Buch... geschrieben, weil die Problemstellung so schwierig war, dass mich die Aufgabe reizte. Zehn Menschen sollten sterben, ohne dass es lächerlich wirkte und ohne dass man den Mörder erraten konnte... Das Buch erhielt wohlwollende Kritiken, aber die größte Freude daran hatte ich, denn ich wusste besser als jeder Kritiker, wie schwer es gewesen war.» Nicht nur der Roman wurde ein großer Erfolg. Agatha Christie selbst schrieb eine Bühnenfassung, die 1943 unter dem gleichen Titel in London uraufgeführt wurde.

Fünf Filmfassungen wurden von diesem Stoff erstellt, wovon die erste von René Clair aus dem Jahre 1945 die beste sein dürfte; erwähnenswert ist noch die internationale Filmproduktion 1965 mit Mario Adorf, Marianne Hoppe und Daliah Lavi sowie die Filmfassung aus dem Jahre 1975 mit Sir Richard Attenborough, Gert Fröbe, Oliver Reed und Elke Sommer.